

1904

Blätter der Volkshochschule Breslau

INHALT DIESES HEFTES:

Zum 60. Geburtstag von Dr. Robert von Erdberg. *Direktor Theodor Bäuerle* Seite 1

Hohenrodt 1926. *Studienrat Christian Tränckner* Seite 3

Die Stellung der Volkshochschule zu den Denkmotiven der Gegenwart: ein Kampf um Gesundheit und Leben der Seele. *Dr. Alfred Mann* Seite 8

Schrift, Technik, Bildung. *Oberstudiendirektor Walther Vogt* Seite 39

Das Volkshochschulheim Dreißigacker bei Meiningen in Thüringen. *Direktor Eduard Weitsch* . . . Seite 44

Die für die Volksbildungsarbeit wichtigen besonderen Verhältnisse Schlesiens. *Oberregierungs- und Schulrat Friedrich Schütze* Seite 51

Buchbesprechungen Seite 59

Mitteilungen Seite 63

Bz 28231
 181635111

5-1904



12-

2002-12-04



April/Juni 1926

Nr. 1/3

5. Jahrgang





Zum 60. Geburtstag von Dr. Robert von Erdberg.

Am 6. Juni feierte der Vorkämpfer und eigentliche Begründer des neueren deutschen Volksbildungswesens, Dr. Robert von Erdberg, seinen 60. Geburtstag. Erdberg hat durch seine „im Auftrag der Zentralstelle für Volkswohlfahrt“ 1909 begründete Zeitschrift „Volksbildungsarchiv, Beiträge zur wissenschaftlichen Vertiefung der Volksbildungsbestrebungen“ die Grundlagen für die sogenannte „neue Richtung“ in der Volksbildung gelegt. Im Gegensatz zu dem damals und auch heute noch vielfach bestehenden äußerlichen Bildungsbetrieb suchte er, wie es in den Einführungsworten der Zeitschrift heißt, „die Erkenntnis der Gesetze, nach denen die Entwicklung des geistigen Lebens im Volke sich vollzieht, und des letzten Zieles, in dessen Richtung diese Entwicklung geführt werden muß“.

Von Anfang an widmete Erdberg dem volkstümlichen Büchereiwesen seine besondere Aufmerksamkeit. An der heute weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannten und als vorbildlich und richtunggebend anerkannten Arbeit der städtischen Bücherhallen und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen in Leipzig hat er entscheidenden Anteil.

Im Jahre 1915 gründete von Erdberg den „Ausschuß der deutschen Volksbildungsvereinigungen“ (A. d. d. V.), in dem alle großen Volksbildungsorganisationen Deutschlands und Deutsch=Österreichs vertreten waren. Auf der „Volksbildungsakademie“ des Rhein=Mainischen Verbandes für Volksbildung in Heppenheim a. B. 1916 trat die sogen. „neue Richtung“ in der Volksbildung in Vorträgen¹⁾ von Erdberg und dem Unterzeichneten zum ersten Mal vor die Öffentlichkeit. Weitere Klärung und Vertiefung brachten die sehr bedeutensamen Tagungen des A. d. d. V. in Rothenburg o. T. 1918 und

¹⁾ herausgegeben unter dem Titel: „Volksbildung, ihr Gedanke und ihr Verhältnis zum Staat“ im Verlag Carl Heymann, Berlin W.

in Braunau 1919. Es ist nicht die Schuld Erdbergs, daß sich der Ausschuß nach der erfolgreichen Tagung in Weimar 1921, auf der mit großer Mehrheit eine zweckmäßige Umgestaltung beschlossen wurde, im Jahre 1922 infolge innerer Schwierigkeiten auflöste.

Nach dem Kriege wurde von Erdberg als Referent für das Volksbildungs- und Volksbüchereiwesen in das preußische Kultusministerium berufen. Auch von dieser Stelle aus vertrat er gegenüber der Volkshochschulflut der ersten Nachkriegsjahre in amtlicher und nichtamtlicher Tätigkeit die Forderung, daß Mensch und Gemeinschaft, nicht bloße Wissensübermittlung und Massenbetrieb, den Sinn und das Ziel wahrer Volksbildung ausmachen. Damit fügt sich die Lebensarbeit Erdbergs als ein bedeutungsvolles Glied in die neueren Bestrebungen nach einer „Vermenschlichung“ unseres Bildungswesens und Befreiung von der Abgötterei der Stoffanbetung ein.

Das Volksbildungsarchiv erschien bis 1924. Es ist auch heute noch eine Fundgrube wertvollster Erkenntnisse und Einblicke in Theorie und Praxis der deutschen Volksbildungsarbeit. Daneben hat Erdberg zusammen mit Prof. Dr. Hollmann und Dr. Werner Picht von 1920—1924 „Die Arbeitsgemeinschaft, Monatsschrift für das gesamte Volkshochschulwesen“ herausgegeben. Beide Zeitschriften wurden 1924 vereinigt unter dem Titel: „Archiv für Erwachsenenbildung“. Seit Anfang des Jahres 1926 erscheint das Archiv für Erwachsenenbildung erweitert als Vierteljahrsschrift unter dem Namen „Freie Volksbildung, neue Folge des Archivs für Erwachsenenbildung“, herausgegeben von Dr. von Erdberg, Franz Angermann und Eduard Weitsch. Die von Dr. von Erdberg herausgegebene Sammlung „Volk und Geist“ (Verlag der Arbeitsgemeinschaft, Berlin) enthält Beiträge zu wichtigen Fragen und Aufgaben der gesamten Volksbildungsarbeit. Außerdem hat Erdberg eine Reihe von Schriften über das freie Volksbildungswesen verfaßt. Besonders genannt sei seine ausgezeichnete Schrift „Fünfzig Jahre Freies Volksbildungswesen“, die zum Verständnis der Volksbildungsarbeit in Deutschland unentbehrlich ist.

An Stelle des A. d. d. V. trat unter entscheidender Mitwirkung von Dr. von Erdberg im Jahre 1923 der „Hohenroder Bund“, eine Gesinnungsgemeinschaft von Volksbildnern, die, obzwar auf ganz verschiedenem politischen und konfessionellen Boden stehend, doch im tiefsten sich eins wissen in der Ablehnung alles bloßen „Betriebes“ in der Volksbildung, in der Überzeugung,

daß „Volksbildung“ Probleme und Schwierigkeiten ernstester Art in sich schließt, daß sie nur dann ihr Ziel erreicht, wenn sie aufbaut auf den letzten und tiefsten Gestaltungskräften von Mensch und Gemeinschaft überhaupt, daß aber, so gesehen, Volksbildung eine der wichtigsten Angelegenheiten der Gegenwart ist. Für diese „Haltung“ gegenüber aller Arbeit am Volk, die ebenso der Schranken volksbildnerischer Wirkungsmöglichkeit wie auch der Erhabenheit und Größe solcher Arbeit sich dauernd bewußt ist, ist **E r d b e r g** Wegbereiter gewesen und heute noch stärkster Förderer. Und wenn aus jenem fruchtbaren Zweifel heraus der Hohenrodter Bund nunmehr zur Schaffung einer **A r b e i t s s t ä t t e** für **V o l k s f o r s c h u n g** u n d **V o l k s b i l d u n g** schreitet, so dürfte auch dies eine wertvolle Frucht eines an Arbeit und Hingabe gesegneten Lebens sein.

Wenn heute die sogenannte „neue Richtung“ in der deutschen Volksbildung von fast allen namhaften Theoretikern und Praktikern vertreten wird und die Volksbildungsarbeit in steigendem Maß Beachtung und Anerkennung bei vielen ernsten Menschen in allen Kreisen und Lagern, bei Schulmännern und Hochschullehrern findet, so hat an dieser Entwicklung **D r. R o b e r t v o n E r d b e r g** ein entscheidendes Verdienst. Seine Freunde aber wissen, daß sie nicht nur ihrem Vorkämpfer und Mitstreiter, sondern auch einem ebenso gütigen wie vornehmen Menschen zu danken haben. Sie wünschen ihm noch viele Jahre Kraft zu rüstigem Schaffen.

T h e o d o r B ä u e r l e.

Hohenrodt 1926.

Hohenrodt, ein Name, der im letzten Jahrzehnt über Deutschlands Grenzen hinaus Sinn und Ansehen gewonnen hat, das von dem Stuttgarter Großindustriellen Breuninger im Schweizer Landhausstil erbaute und vornehm eingerichtete Erholungsheim im Schwarzwald, belebt sich alljährlich am Himmelfahrtstag mit den ersten Sommergästen, den Gliedern und Freunden des Hohenrodter Bundes, denen es der Besitzer für ihre jährlichen Beratungen in vornehmer Weise zur Verfügung stellt. Dann sieht man von Morgen bis an den Abend eine Schar von etwa 50 Männern und Frauen, die aus ganz Deutschland zusammengekommen sind, einem Vortragenden lauschen, sieht man eine Diskussionsbrandung aufschwellen, aus der weite Weltanschauung, heiliger Ernst und oft bittere Erfahrung den Hörer antönt, sieht man die Terrassen um

das Haus von eifrig vertieften oder fröhlich scherzenden Gruppen belebt, die sich zuweilen in die umliegenden Schonungen verlieren. Dann wieder sitzt man zusammen, im zwanglosen Kreise um den ruhig, fast unbeteiligt in seinen Stuhl gelehnten ersten Leiter, der sachlich kühl, klar, überlegen in das Gewoge der Geister schaut, während dem zweiten Leiter, dem Meisterpädagogen, Antlitz und Auge und Hand und Körper gern lebendigster Ausdruck seiner inneren Bewegung ist. Nun redet ein Künstler, zierlich und doch sehnig gebaut, ganz der Typus altbürgerlicher feinsten Tradition, nun der geniale Büchereiorganisator, durchaus Typus des wuchtigen, neuaufsteigenden Herrenmenschen. Dann versenkt sich in Abgründe des Denkens und Seins ein besinnlicher katholischer Theologe und Volksführer, ihm nach in die stillen Tiefen der Seele ein gütig schauender protestantischer Theologe, und mitten hinein wirft leidenschaftlich bewegte Jugend ihre neuen Problemstellungen, das Leben aus Nöten der Zeit oder des eignen Herzens erfaßt. Und doch, trotz aller Mannigfaltigkeit und aller Spannungen des Geistes, der Bildung, des Blutes, der Erfahrung, des Wollens, des Alters, des Berufs: in der gegenseitigen Achtung und Herzlichkeit aller gegen alle ordnet sich Leben, Reden und Handeln in Hohenrodt zu freundlicher Harmonie.

Hohenrodt 1926: das Thema dieser Tagung ist die Abendvolkshochschule; alle Fächer haben ihren Referenten, ein fast unendliches und scheinbar schulmeisterlich pedantisches Programm: Körperkultur; Mathematik und Naturwissenschaft; Volkswirtschafts-, Gesellschafts- und Rechtslehre; Geschichte und Dichtung, Musik und bildende Kunst, Religion und Philosophie in der Abendvolkshochschule; alle bedeutenden Abendvolkshochschulen zwischen Kiel, Breslau und Freiburg i. Br. sind vertreten. Der Kampf beginnt, nicht um die beste Organisation oder Methode, darüber fällt kaum ein Wort. Es geht, wie jedes Jahr, um das Wesen wahrer Volksbildung und die innere Erneuerung des Menschen.

Harmlos fast vergeht der Auftakt, von der Frau, von Gesundheitslehre und Körperkultur; alle Volksbildung muß auch Volksunterricht sein, Wissen ist gerade hier wertvoll, die hygienischen, psychologischen und sozialen Fragen fordern nüchterne Belehrung, die sich zu ethischer persönlicher Führung steigern muß.

Ein sachlich suchender Vortrag über den organischen Aufbau der Abendvolkshochschule geht von dem Chaos der Gegenwart aus: Volksbildung will ordnende Hilfe sein; so muß sie nicht von idealistischen Zielen, sondern von den Erscheinungen der Zer-

störung her aufbauen wollen: wir suchen den gesunden deutschen Menschen, die Keimzelle gesunden, geordneten Volkstums, und seinen Haupttypen, dem lebenspraktischen wie dem kontemplativen, beiden muß die Volkshochschule entsprechen. Dem besinnlichen Jugendlichen, der diese Forderungen aufgestellt hat, tritt leidenschaftlich der radikale entgegen: Volk ist ein veraltetes Wort, gefüllt mit Inhalten der Vergangenheit; nicht Volkwerdung, der sozialistische Mensch ist Ziel der Volksbildung, er, der auch voraussetzungslose Mensch, ihr Ausgangspunkt, während der bürgerliche Mensch traditionsbelastet ist; Volksbildung muß auf der Schicht, Klasse, Partei aufbauen, die in ihnen gegebenen latenten Kräfte zur Entfaltung bringen; Volkswirtschaftslehre und Politik müssen die Hauptgegenstände in der Volkshochschule sein.

Gegen dies Evangelium permanenter volksbildnerischer Revolution wendet sich der alte Stamm von Hohenrod: dies ist Uebertreibung der Milieutheorie und Verabsolutierung temporärer Zustände; bei aller Achtung vor der Not, der Gedankenwelt und den Idealen des Arbeiters, höher steht doch die Ehrfurcht vor den Grundkräften des Lebens, die nicht auf Kastenbildung, sondern auf Persönlichkeit, Volkheit und Menschheit hinstreben. Reine Wirtschaftslehre, auch und gerade die Marxistische, lehnt der Hörer, auch der sozialistische, als Mensch ab; Staat und Wirtschaft sind uns allzunah und unerträglich, Volksbildung muß sie durch soziale Gesinnung, nicht durch die äußerliche Revolution des Raubtiers im Menschen, sondern durch schöpferische Innerlichkeit überwinden und umgestalten.

Geschichte in der Volkshochschule: aufs neue stürmt es: Geschichte gibt es nicht, so grollt die kritisch schauende radikale Jugend; Geschichte ist Tendenz, Dichtung, Bekehrungsmittel, geschaut vom Parteistandpunkt eines einzelnen Volkes, einer politischen, einer konfessionellen Richtung. Der voraussetzungslose sozialistische Mensch will nicht Vergangenheit, sondern Zukunft; will nicht Heldenverehrung, sondern Massenankennung; will nicht nationale Beschränkung, sondern Weltschau. Da so Geschichte innerlich unwahr ist, lehnen wir sie ab!

Wieder protestiert gegen diese Einseitigkeit der sachliche, wirklichkeitsnahe, tieferblickende Geist von Hohenrod: es gibt ein urmenschliches Bedürfnis, die Vergangenheit zu wissen; es gibt ein historisches Gedächtnis, von Urzeiten her durch die Geschlechter entwickelt; es gibt einen Drang nach Wahrheit und eine Möglichkeit, auch in der Geschichte zu ihr zu gelangen. Geschichte

als Mythos erzählt und gedeutet, im Sinne Rankes, nicht aber etwa eines W. Schäfer (13 Bücher von der deutschen Seele), das gibt uns ein Recht, die Geschichte in die Volksbildung einzu=beziehen. Auch der Arbeiter hat und liebt Tradition, er sucht in den großen Bewegungen der Weltgeschichte Vorläufer des Sozialis=mus und treibt mit seinen Großen, mit Bebel und Lenin, eben=sowohl berechtigten Heldenkult. Volksbildner kann nur sein, wer voraussetzungsloser ist als er und doch in aller berechtigten Tra=dition gebunden.

In stilleren Kreisen entwickeln sich nun die andern Gebiete, teilweise auch in neuen Bahnen. Mathematik und Naturwissen=schaften sind nicht nur Erkenntnisgebiete und wissenschaftliches Fundament der Technik und Industrie. Noch weniger sollen sie etwas lehren, etwa Ethisches und Aesthetisches oder gar Religions=Ersatz noch etwa der Wissensweg zur Macht sein. Zur Volks=bildung werden sie erst da, wo aus dem Spiel zwischen materiellen und geistigen Gegebenheiten geistige und seelische Energieen sich erzeugen. In der Mathematik insbesondere repräsentiert sich anschaulich das Wunder des Geistes, der menschlichen Freiheit; ihre Elemente und Werte, ein Punkt, ein X, eine Klammer usw. können, zwar nicht auf euklidischem Wege, das Grundwesen in uns volks=bildnerisch gestalten helfen. Umfassender noch gilt dies von der Natur, die zum Wurzelboden und Grundschema aller Fächer prädestiniert ist und wirklich und wahrhaftig — Natur, nicht Naturwissenschaft! — Grundstoff aller Volksbildung sein wird, wenn das Zeitalter des neuen Geistes aufgegangen ist.

Im Musischen, der Wort=, Ton= und bildenden Kunst, rührt die Volksbildung an die letzten tragenden Kräfte, an den Lebens=grund aller Kultur. Da aber die Kunst die lebendige Verbindung zu weiten Volksschichten, zu Staat und Kirche, zur Kultur ins=gesamt verloren hat, also individualistisch, Privatsache geworden ist, zerbricht sie innerlich in Wesen und Kraft. Zwei Wege muß die Volksbildung gehen, um sie neu zu beleben und dem Volke bildend zuzuführen. Aus der Vergangenheit hebt sie nur das herauf, was dem gegenwärtigen Geschlecht bluts= und seelen=verwandt ist: nicht die griechische bildende Kunst wie zur Zeit des Klassizismus, sondern die strenge, technischer geartete ägyptische Kunst; nicht die bewegte Gotik, sondern die stilstrenge Romanik; nicht Beethoven, den Psychologischen, sondern Bach, den Konstruk=tiven; nicht die ritterliche Romantik des Mittelalters, sondern die herbe gebundene Edda usw.: — nicht das Freispielende, sondern

das Gebundene, dynamisch Konstruktive, das unserm technischen Zeitalter und unsrer Sehnsucht nach Gebundenheit in neuer Gemeinschaft und neuer Gesetzmäßigkeit entspricht. Das andre aber ist die Selbsttätigkeit: nicht bloß hören und schauen, sondern selbst machen, werken, malen, zeichnen, in Ton und Vers setzen, im Sprechchor bekennen und im Laienspiel und Fest sich frei darstellen, gymnastisch den Körper entspannen und bilden und die Hand, die von der Technik und Arbeit ausgeschaltete oder verkümmerte Hand zu schöpferischer Freiheit lösend bilden. Hier gibt es wiederum volksbildnerisch viel zu entdecken.

Noch schwieriger liegt endlich die Aufgabe im Kontemplativen. Die Philosophie will Weltbild und Lebensform lehren; aber dies chaotische Zeitalter hat beides nicht; so kann sie nur auflockern, Unruhe und die abhärtende Leidenschaft des Rationalen geben, wie in ähnlichen Zeiten Sokrates, Giordano Bruno und Spinoza. Die Religion, die aus dem Kreaturgefühl über die Sehnsucht nach dem Urlebendigen zur Erlösung führen will, kann volksbildnerisch nur aus der radikalen Dynamik jener äußerlichen, chaoswirkenden Revolution zur höheren, kosmischen, schöpferischen Dynamik leiten, die schweigen und warten lehrt, zur Verantwortlichkeit verinnerlicht, nach neuen Formen äußeren Lebens sucht und allmählich wieder die eine religiöse Grundgesinnung gewinnt, in der Christus lebte und starb, und die heute erste Ansätze bei den Quäkern, bei Dostojewski, in Ghandi u. a. hat.

Die Ergebnisse und Anregungen in einer abschließenden Betrachtung führten zu weiten Ausblicken. Wenn auch die Volksbildungsarbeit noch dürftig ist, die Hörschaft vielfach unzureichend oder ungeeignet ist, die darum Wissenden überlastet und isoliert dastehen, wir müssen weiter arbeiten, denn die Not der Zeit ist groß, das äußere und innere Chaos untragbar. Eine gläubige und willige Laienbruderschaft, ein organisches Heranbilden wahrhafter Volksbildner und zielbewußtes Miteinander aller volksbildnerischen Bestrebungen, auch mit verwandten Bestrebungen wie Bodenreform, Jugendbewegung, Gemeinschaftsschule, Weltbund für Erwachsenenbildung usw. sind Forderungen der Zeit. —

So arbeitet, so sucht, so lebt Hohenrodt. Immer in jugendlichem Fragen und Suchen: haben wir ein Recht zur Volksbildung? ist sie möglich? welches ist ihr Sinn? wie geschieht sie? Immer in Spannungen weitester Gegensätze und in Kämpfen, aber in taktvoller, herzlicher Grundstimmung und Gesamthaltung. Immer Gemeinschaft, die nicht Organisation, geschweige denn Sekte oder

gar amtliche Behörde sein will, sondern nur durch den Geist innerlicher Erneuerung, zu allererst an sich und dann erst an andern, wirken will. Immer erfüllt mit einem demütigen Glauben an die Lebensmächte in der Gegenwart, die als transzendente Mächte, geheimnisvoll ordnend und schaffend, von obenher innerlich wirken, nicht ohne unser eignes Mittun. Darum auch immer im Glauben an eigne Sendung und Beruf, als stiller Sauerteig in der amorphen Masse und im chaotischen Geisteswirrsal leise wandelnd wirken zu können. Immer im Geiste der Zeit voll stehend und doch wider den Zeitgeist eine neue Welt schaffend, in Vergangenheit gleichermaßen wie in Zukunft wurzelnd. Immer ohne Programm, aber im Geist. Immer Gemeinschaft zur Volksbildung und doch allergetreueste Opposition der Volksbildungsarbeit. Ein Freundschaftsbund von Revolutionären zwischen Himmelfahrt und Pfingsten: das ist Hohenrodt!

C h r i s t i a n T r ä n c k n e r.

Die Stellung der Volkshochschule zu den Denkmotiven der Gegenwart: ein Kampf um Gesundheit und Leben der Seele.

Rede in der öffentlichen Versammlung der Breslauer Volkshochschule am 9. Januar 1926; an einigen Stellen erweitertes und mit Anmerkungen versehenes Stenogramm¹⁾.

Die öffentlichen Versammlungen der Breslauer Volkshochschule haben für sie einen dreifachen Sinn: die Volkshochschule will in ihnen erstens vor allem Volke bekennen, zweitens mit dem Volke prüfen, welches ihre Ziele und Wege sind, und drittens möchte sie in solchem Bekennen und Prüfen ständig mehr Volksgenossen herbeiziehen und gewinnen für die geistige Arbeitsgemeinschaft, die sie meint, auf daß sie in sich immer umfassender und reiner Abbild und Vorbild der großen echten Volksgemeinschaft darstelle und nicht bloß Volksbildung treibe sondern durch Volksbildung zur Volksbildung mithilfe.

Es ist gegen die Volksbildner — gerade in diesen Tagen — der Vorwurf erhoben worden, daß sie ihre Arbeit gemeinlich

¹⁾ Leser, die mit diesem Beitrag nicht allein fertig werden aber Interesse dafür haben, sollen Gelegenheit erhalten, ihn in einer vom Verfasser geleiteten Arbeitsgemeinschaft zu besprechen.

in Geheimkonventikeln berieten. Die Breslauer Volkshochschule jedenfalls trifft dieser Vorwurf nicht. Seit wir sie 1918/19 zusammen mit den Vertretern und berufenen Sprechern des werktätigen Volkes planten, gründeten und aufbauten, haben wir nunmehr schon fast sieben Jahre mindestens in jedem Trimester einmal solchen öffentlichen Betrachtungen Raum und Zeit gewährt.

Heut handelt es sich darum, die Stellung der Volkshochschule zu den Denkmotiven der Gegenwart zu erörtern.

Es ist keineswegs althergebracht, daß eine Schule auf die Denkmotive ihrer Zeit abzielt. Üblich ist vielmehr, daß sie Beziehungen herstellt zu deren Denkergebnissen. Und besonders der Schule, die man jetzt schlagwortartig mit dem Namen Lernschule abzutun beliebt, kam es (ich möchte sogar nicht sagen: auf eine Auseinandersetzung mit, sondern) vorzüglich auf eine Darbietung von Denkergebnissen ihrer Epoche an. Ja, schließlich muß man einschränkend hinzufügen, daß es oft genug noch nicht einmal die Denkergebnisse ihrer Zeit waren, die diese Schule weiterreichte, sondern die einer kürzer oder länger zurückliegenden. Wer mit der Geschichte unseres Schulwesens vertraut ist, weiß, daß Forschungsergebnisse nicht selten Jahre und Jahrzehnte gebraucht haben, ehe sie in den Schulunterricht eingedrungen waren.

Auch die sogenannte Arbeitsschule, die an die Stelle der Lernschule treten möchte, richtet sich kaum auf die Denkmotive ihrer Epoche. Ihr kommt es auf die Methoden des Denkens an. Den Schüler in diesen Methoden zu üben, ihn diese Methoden anwenden zu lassen, das tritt für sie in den Vordergrund¹⁾. In diesem Zusammenhange erklärt sich ohne weiteres, daß es gerade die Hochschulen, die Universitäten, waren, die mit den seminaristischen Übungen in unseren Tagen noch vor anderen Bildungsstätten so etwas wie Arbeitsschulen wurden, die Schulen eben, die sich ihren besonderen Aufgaben gemäß die Ausbildung und Anwendung der Denkmotiven in ihrem Forschungs- und Lehrbetrieb durchaus angelegen sein lassen müssen.

¹⁾ Diesen Gesichtspunkt betonte ich sehr schroff in der Schrift: „Die deutsche Kulturkrise im Licht der Arbeitsschulidee“ (Langensalza; 1915). Im Kampf gegen den „didaktischen Materialismus“ erschien das damals geboten. Wie sich die Ansprüche des Kulturgutes damit vereinigen lassen, deutet der Beitrag: „Vom Wesen der Bildung“ an (in: „Von Ziel und Wegen der Volkshochschule“, Schriften der Volkshochschule Breslau, Nr. 1; Breslau, Verlag Priebatsch; 1923).

Was nun aber die Denkmotive anbetrifft, so bekamen und bekommen es, soweit wir sehen, auch die Studenten der alten Hochschulen keineswegs durchgängig mit ihnen zu tun. Nur wo eine Philosophie großen Stils ihre Pflegstätte fand, und auch da, wo Einzelwissenschaften more philosophico getrieben werden, kann von einer Auseinandersetzung dieser Hochschulen mit den Denkmotiven die Rede sein.

Aber diese Auseinandersetzung der alten Hochschulen, die wir nicht geringschätzen und von denen wir heutigen Volkshochschullehrer größtenteils selbst herkommen, war und ist im wesentlichen anderer Art als die Stellung, die die Volkshochschule zu den Denkmotiven einnimmt. Wenn man es auch hier wieder kurz mit Schlagworten aussprechen darf, so könnte man sagen: die Haltung der Hochschulen alter Art den Denkmotiven gegenüber ist vorzüglich eine kontemplativ-betrachtende; die Stellung der Volkshochschule dagegen zu den Denkmotiven ist vielmehr eine aktive, ja aggressiv-angreifende. Und noch ein anderer Unterschied zwischen der Stellung der Hochschulen alter Art und der der Volkshochschule zu den Denkmotiven scheint vorzuliegen: auch die Hochschulen alter Art setzten sich bislang vor allen Dingen mit Denkmotiven vergangener Zeiten auseinander, und dort, wo sie sich mit Denkmotiven ihrer Zeit berührten, blieben sie vielfach in diesen befangen. Wir wissen z. B., daß eine Kritik des Kantischen Kritizismus fruchtbar da anpacken kann, wo sie zeigt, daß diese Philosophie ein Kind gerade ihrer Zeit ist, mit großen entscheidenden Teilen eingesponnen in die spezial-wissenschaftlichen Denkmotive des 18. Jahrhunderts (wie Ähnliches von der Marxistischen Lehre gilt). Unserer Volkshochschule jedoch kommt es durchaus auf eine sehr aktive, unter Umständen also, wie gesagt, sogar angreiferische Auseinandersetzung mit den Denkmotiven dieser ihrer Zeit an.

Darauf wollen wir auch hier hindeuten, wenn wir von der Stellung der Volkshochschule zu den Denkmotiven der Gegenwart als von einem Kampf um Gesundheit und Leben der Seele zu sprechen beabsichtigen.

Daß die Volkshochschule so bis zu den Motiven zurückstößt, schon daraus mag man die Gründlichkeit ihres Unterfangens erkennen.

Was für besondere Denkmotive sind das nun, die Gesundheit und Leben des heutigen Menschen bedrohen? Gibt es solche Denkmotive überhaupt? Welches ist ihre Wirkungsweise?

Es dürfte geboten sein, zunächst noch **a u s d r ü c k l i c h** ins Bewußtsein zu heben, was wir mit „**D e n k m o t i v**“ eigentlich meinen.

Für ein Schulkind kann es sich bei der Aufgabe $7 + 4 = ?$ um ein Denkmotiv handeln ebenso wie für einen Volkshochschüler bei der Frage, ob der Mensch vom Affen abstammt, oder wie für Kant beim Problem der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori oder wie für große Volksteile heut bei der Parole der Biochemie. Ganz entsprechend redet man ja übrigens auch von einem musikalischen Motiv oder von den Motiven eines Malers. Vielleicht ist man geneigt, „Denkmotiv“ — gerade auch im Hinblick auf solche Beispiele — mit „Denkthema“ zu vertauschen; und wenn wir daran erinnern, daß Motive ertönen und Themen angeschlagen werden, so ist das an dieser Stelle schließlich mehr als wie eine lediglich bildhafte Hinleitung zum Verständnis der betr. Zusammenhänge¹). Jedoch werden wir diese Vertauschung nicht ohne weiteres hinnehmen können; denn mit ihr entfiere oder würde wenigstens verdunkelt ein Zug, der für den Begriff „Denkmotiv“ gerade ganz wesentlich ist: „Denkthema“ (ähnlich wie „Denkziel“, „Denkaufgabe“) geht auf den „Gedanken“ (das Gedachte bezw. zu Denkende); dieses ist in „Denkmotiv“ allerdings auch irgendwie enthalten, denn es läßt sich ja freilich von keinem Moment des Denkens ohne irgendwelchen Bezug auf den Gedanken reden; aber dazu tritt bei „Denkmotiv“ — und zwar ganz im **V o r d e r g r u n d** — doch noch das Moment der **s e e l i s c h e n** Denkanstoß-Bedeutung des jeweiligen Gedankens für die betr. (individuelle oder Kollektiv-) Persönlichkeit. „Denkmotiv“ will eben überzeitliche und zeitliche Momente des Denkaktes umspannen, das System der Normen des Gedankens und der psychologischen Antriebskräfte des Denkens, und zwar liegt der Ton auf diesen. Vielleicht wird das hier Gemeinte noch deutlicher, wenn wir „Denkmotiv“ mit „Denkbeweggrund“ übersetzen und uns vergegenwärtigen, daß die Denkbewegung aus logischen und sachlichen Gründen des zu bedenkenden Gegenstandes Form und Richtung und aus psychologischen, persönlichen Gründen den Odem des Lebens erhält.

Darnach können wir einsehen, in welchem Verhältnis das Denkmotiv zum Denkergebnis und zur Denkmethode steht. Die

¹) Vgl. die Untersuchung der Aufmerksamkeitsmotive in meiner Arbeit: „Zur Psychologie und Psychographie der Aufmerksamkeit“ (Zeitschrift für angewandte Psychologie, hrsggb. von Stern und Lipmann, Bd. IX; Leipzig; 1914).

Denkmethode muß aus den aufgezeigten Gründen fließen. Und das Denkergebnis schwingt schon im Denkmotiv als ein (irgendwie bestimmtes) Angestrebtes. Vom Gedanken aus gesehen könnte man sagen: das Denkmotiv ist der bedachte Gedanke, sofern er für den denkenden Menschen den Stachel immer erneuter Denkansätze in sich trägt; es gehört einer dynamischen Welt an; es enthält das, womit man fertig werden möchte; das Denkergebnis dagegen ist der ausgedachte Gedanke, mit dem man „zu Ende gekommen“ und „fertig geworden“ ist; es gehört einer statischen Welt an.

Von solchen „fertig=statischen“ — und daher bequem vorliegenden — Ergebnissen gehen wir jetzt bei unserer Untersuchung zunächst aus und verfolgen die Bewegung zurück in die Motive.

Nun sind die Ergebnisse des modernen Denkens als merkwürdiger Doppelerfolg zu buchen, wie wir sogleich genauer sehen werden. Von diesem können wir auf ein Spiel von Motivkräften zurückstoßen, zu dem die Volkshochschule als notwendiges Gegenspiel auftrat. So betrachtet, wird die Volkshochschule als bedeutsamer Punkt im Prozeß dialektischer Geistesentfaltung erscheinen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Haben=Seite des genannten Doppelerfolges, den Erfolg im eigentlichen Sinne des Wortes, die Hauptquelle für das wirkliche oder vermeintliche „Glück“ unserer Zeit!

Dieser Erfolg stellt geradezu eine Dominante der neuzeitlichen Bewußtseinslage dar. Wenn wir hier aber von Neuzeit, von der Epoche des modernen Denkens und ähnlichem sprechen, so meinen wir freilich nicht bloß 1926; sondern das ganze 19. Jahrhundert gehört mindestens mit dazu, ja bis ins 18. und 17. Jahrhundert können wir ohne Schwierigkeit die Quellen der gemeinten Erscheinungen verfolgen. Wir sind Kinder, Enkel, Ur- und Ururenkel und haben auch genug daran zu tragen.

Freilich sind Menschen dem Erfolge auch schon in älteren Zeiten nachgejagt, und oft genug mag er ihnen geworden sein. Aber das waren — sozusagen — Individualerfolge, während heut vom Erfolge als einer Massenerscheinung zu reden ist. Und zwar erscheint er dreifach massiert: hinsichtlich der Menge und Größe der Erfolge und hinsichtlich seiner Bedeutung fürs Bewußtsein weitester Kreise. Womit auch zusammenhängt, daß die Herbeizwinger des Erfolges heut vielfach „organisierte Lebensmächte“

sind, um einen Ausdruck des unvergeßlichen Alfred Lichtwark¹⁾ zu gebrauchen: Einrichtungen, Stände, Ämter, Zweckverbände.

Jeder kennt das; wir sind hier in der pädagogisch sehr glücklichen Lage, von all- und jetzt schon alt-Bekanntem ausgehen, förmlich aus der Seele jedes Volksgenossen heraus sprechen zu können, und es kommt nur darauf an, all dies in systematischem Zusammenhang bewußt zu machen und dabei vor allem zu zeigen, daß auf ganz verschiedenen Gebieten (wir wollen die Gebiete beispielsweise sehr bunt wählen!) dieselben Kräfte am Werke sind, daß die Volkshochschule in dieser Kultur allenthalben desselben Spielers Gegenspieler wurde. Dabei mag auch deutlich werden, wie Bildung und Bildungsarbeit ins Netz der gesamten Kulturmotive verwickelt und ihre Aufgaben nicht isoliert zu erledigen sind.

Als erstes Beispiel greifen wir das Gebiet der Wissenschaft heraus.

Von ihren erstaunlichen Leistungen sprechen heut schon die Kinder, was zu den entscheidendsten Beweisen einer Verwurzelung im Volksbewußtsein gehört. Die Einseitigkeit, die darin liegt, daß es uns vor allem die Naturwissenschaften angetan haben („Jahrhundert der Naturwissenschaft“!), soll hier von vornherein nicht übersehen werden. Aber deren theoretische und praktische Erfolge sind ja nun in der Tat an Früherem gemessen enorm. In bis dahin kaum geahnte Dimensionen hat sie unseren Blick getragen. Mit dem Verstande, vorzüglich dem rechnenden, und den durch schärfste (auch von ihr selbst erfundene) Instrumente bewaffneten Sinneswerkzeugen sind wir in weite Weltenräume hinausgedrungen, vermochten wir den Makrokosmos immer deutlicher zu schauen. Und mit eben diesem Verstande und den durch feinste Instrumente verstärkten Sinnen haben wir das Kleinste und Aller kleinste in diesem Leben allmählich mikroskopisch kennengelernt, sind wir mehr und mehr, wie es wenigstens schien, auch den Geheimnissen des Mikrokosmos auf die Spur gekommen.

Bald gesellten sich dann zu diesen gewaltigen theoretischen Erfolgen die praktischen. Wir wissen alle, was die Naturwissenschaft als angewandte Wissenschaft erreichte; ja, wir wissen es nicht nur (manchmal wissen wir es überhaupt nicht, aber): wir leben damit und davon und dadurch. Die ganze Technik, die Heilarbeit des Arztes, die intensive Ackerwirtschaft, dies künstliche Licht, das uns hier leuchtet, diese ganze Zivilisation bis hin zum

¹⁾ Z. B. in: „Der Deutsche der Zukunft“ (Berlin; 1905); Seite 5.

Radio, das gewiß eine geniale, überaus erfolgversprechende Erfindung ist, wenn es auch gegenwärtig vielfach zur Volksverdummung mißbraucht wird, sie gründen sich auf die moderne Naturwissenschaft.

Die organisierten Lebensmächte, die hier arbeiten, sind die Universitäten, die Technischen Hochschulen, die freien wissenschaftlichen Institute, die Professoren.

Diese Wissenschaft wurde auch eine Gehilfin zum Erfolge der Wirtschaft.

Das kann nicht wundernehmen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie verwandt wirtschaftliches und naturwissenschaftliches Denken insofern miteinander sind, als in beidem das Vorausberechnen und das Nachrechnen eine entscheidende Rolle spielen und oft Herrschsucht sowie Nützlichkeitsbesessenheit zu den stärksten — wenn auch manchmal geheimen — Urmotiven gehören. So läßt sich naturwissenschaftliches Denken geradlinig ins Denken der modernen Wirtschaft einbeziehen, empfängt es von ihr Antriebe zu neuen Sonderleistungen und befähigt sie zu Erfolgen, die ohne es unmöglich wären. Ein anschauliches Beispiel für dieses Ineinander erlebten wir ja in der Zeit des Weltkrieges mit ihren gesteigerten und neuen Bedürfnissen¹⁾.

¹⁾ Ein analoges bietet die Geschichte der Kriegstechnik. —

Geist und Seele, Methoden und Motive, überzeitliche Bedeutungszusammenhänge und zeitliche Gestaltung des naturwissenschaftlichen Denkens zeigen mannigfache Verwandtschaft mit denen des wirtschaftlichen. Deswegen kann, wie oben gesagt, das naturwissenschaftliche Denken „geradlinig“ ins wirtschaftliche einbezogen werden; das Umgekehrte gilt allerdings nicht. Schon hier sei wenigstens anmerungsweise auf zwei darin enthaltene philosophisch sehr interessante und für die Arbeit der Volkshochschule in mehr als einer Beziehung bedeutungsvolle Probleme hingewiesen: auf die verschiedene Affinität zwischen bestimmten praktischen und verschiedenen theoretischen Denkrichtungen und auf die verschiedenartige gegenseitige Überlagerung solcher Denkrichtungen sowie ihre Stellung zum „Ich“ in bestimmten Gesamtdenkhaltungen. Als Beispiel für das erste Problem seien angedeutet: die verschiedene Stellung des psychologischen, historischen und chemischen Denkens zum pädagogischen oder die verschiedene Stellung des historischen, psychologischen und chemischen Denkens zum politischen. Das zweite Problem der Überlagerung und Hierarchie von Denkrichtungen streifte ich schon in meiner Arbeit über die Aufmerksamkeit (Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung, Bd. IX; Leipzig; 1914; Seite 446 ff.).

Durch Vor- und Mitarbeit der Wissenschaft also sind die Erfolge der Wirtschaft gigantisch gewachsen. Schon wenn wir die ohne Naturwissenschaft undenkbaren modernen Maschinen und ihren Arbeits- und Nutzeffekt im Produktionsprozeß betrachten, steht das lebendig vor unserer Seele. Besonders bemerken aber müssen wir noch, wie dazu in jüngster Zeit die vielfach verblüffenden Ergebnisse der modernen Betriebswissenschaft traten. Als Berufspsychologie unterstützt sie das Bestreben, einen jeden unter Berücksichtigung der Fähigkeitsverschiedenheit zwischen den Menschen und der Verschiedenheit in den Anforderungen der mannigfachen Arbeitsaufgaben gerade an diejenige Stelle zu bringen, an der aus ihm die höchste Leistung herausgeholt werden kann. Als Betriebswissenschaft im engeren Sinne des Wortes entwickelte sie in präzisester Forschung rationellste Arbeits- und Produktionsweisen. Schon vor dem Kriege hat der aus Deutschland nach Amerika gekommene Professor Hugo Münsterberg auf Arbeitsmethoden hingewiesen¹⁾, mit denen — ich gebe absichtlich Beispiele für einfache und primitivste Arbeiten; man kann sich vorstellen, wie mächtig sich das dann erst bei komplizierten Arbeiten auswirkt — auf Arbeitsmethoden also, mit denen dreißig Maurer dasselbe schaffen, wie vordem in gleicher Zeit hundert Maurer, und einhundertvierzig Sandschaufler gar dasselbe wie früher mit den alten Schaufeln und Handgriffen fünfhundert. Was jetzt als Taylorismus und Fordismus bereits schlagwortmäßig in aller Munde ist, das stellt den augenblicklichen Gipfel dieser Leistungserhöhung dar. Und es ist keine Frage, daß damit eine Produktionssteigerung erreicht worden ist, wie sie bis dahin kaum geahnt wurde.

Mit diesen Produktionserfolgen der Wirtschaft verbanden sich erhebliche Erfolge des Erwerbs und der heut manchmal schon ins schier Unermeßliche gehenden Kapitalszusammenballung. Was da in den Händen Einzelner und kleiner Gruppen zusammengepflückt ist, wird sich ihnen schwerlich genau nachrechnen lassen; immerhin bestimmt ein mehr oder minder zutreffendes Bild davon in bedeutsamer Weise Gefühls-, Denk- und unter Umständen Handlungsreaktionen der breiten Masse.

Die organisierten Mächte, die als Akteure des erfolggekrönten Wirtschaftslebens auftreten, sind die Kartelle, Syndikate und

¹⁾ Hugo Münsterberg, Psychologie und Wirtschaftsleben. Leipzig; 1913. Seite 98 ff. — Vgl. auch desselben Verfassers: Grundzüge der Psychotechnik; 2. Auflage: Leipzig; 1920.

Trusts mit ihren Einrichtungen und Beauftragten (auch wirt= schaft= und betriebswissenschaftlicher Art) und auf der Gegen= seite die Gewerkschaften und in beschränkterem Maße die Konsum= genossenschaften.

Eindringlich sprechen so die Erfolge der Wissenschaft und der Wirtschaft vom modernen Menschen und zu ihm. Tatsächlich schreiend aber präsentiert uns seine Erfolge der Sport von heute. Wer hätte das nicht als Mitspieler, Zuschauer, Wetter, Zeitungsleser oder Straßenpassant schon genugsam erlebt!

Die Leistungsrekorde im Rudern, Schwimmen, Boxen, Fußball= und Schachspielen, bei Fahrrad=, Auto= und Pferde= rennen, die Höhenrekorde in der Luft, und was es sonst derlei noch geben mag, sie überschlagen sich ja förmlich. Zusammen damit wächst die innere Genugtuung der Beteiligten und gegebenenfalls die mit Erringung der Orts=, Kreis=, Bezirks=, Provinz=, Landes=, Reichs= oder gar Welt=Meisterschaft verbundene „Ehre“, vermehren sich die Siegespreise, die in Gold, Silber, Bronze, Alpaka, Lorbeer allenthalben ausgestellt zu sehen sind, erhöhen sich nicht zum wenigsten die Einnahmen der Sporttage=Unternehmer.

Und als sehr wesentliche, in mehr als einer Beziehung bedeutungsreiche Erfolge erscheinen die Nachwirkungen, die jene im Augenblick errungenen Rekorde in Gestalt ihrer eigenen Voraussetzungen hinterlassen: durchs Training oft bewunderungs= (auch verwunderungs=) würdig gesteigerte leiblich=seelische Tüchtigkeiten und Fähigkeiten einzelner Sportsmenschen, die auch für viele andere Vorbild werden können, ferner hochgezüchtete Tierarten (vom Rennpferd bis zum Kaninchen!) und immer leistungsfähiger gestaltete Maschinen und Geräte (Flugzeuge, Fahrräder, Autos mit ihren Motoren und Bereifungen u. dgl. m.).

Als „organisierte Lebensmächte“ treten hier neben den betreffenden Industrien Legionen von Sportvereinen auf den Plan, und nirgends wohl kommt der Erfolg als ein Hauptstück modernen Denkens unverhüllter zu Tage als in ihnen.

Die letzten Beispiele nun für unsere These vom Erfolg als einer Dominante der neuzeitlichen Bewußtseinslage möge das Gebiet liefern, in dessen Lebensraum wir uns als Schüler und Lehrer der Volkshochschule bewegen: die „Bildung“.

Selbst diejenigen, die da so manches noch ganz anders haben möchten — und zu ihnen gehören wir von der Volkshochschule ja nicht zuletzt, — erkennen und anerkennen, daß hier in unserer Zeit durch zielbewußte und getreue pädagogische Arbeit bedeutsame

Ergebnisse gewonnen wurden, die umso höher zu bewerten sind, als sie nicht bloß Einzelnen zugute kommen sondern — das ist wieder charakteristisch für den Zug unserer Tage — (gerade bei uns in Preußen=Deutschland und in den Ländern ähnlicher Kulturlage) die Menge des ganzen Volkes betreffen, während z. B. vor 200 Jahren noch nicht einmal die allgemeine Schulpflicht bestand — sie wurde in Preußen 1717, in anderen Staaten noch viel später gesetzlich festgelegt und dann nur allmählich praktisch durchgeführt.

Es genügt für diese Betrachtung, bloß einige oft betonte Tatsachen zusammenzustellen. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, welche Fortschritte mit der Ausbildung und Anwendung wirkungssicherer Unterrichts- und Erziehungsmethoden gemacht wurden, zu welchen Erfolgen dabei in jüngster Zeit die moderne Kindes-, Jugend- und pädagogische Psychologie (mit ihren Lehren von der seelischen Entwicklung, von Auffassung, Gedächtnis, Lernen, Begabungstypen und individuellen Differenzen usw.) verhalf, welche Summe an Kenntnissen in weitesten Kreisen verbreitet und wie — ein gern mit Stolz genannter Gradmesser für die Durchschulung des Volkes! — die Zahl der Analphabeten bei uns gleich Null wurde.

Die hier zu erwähnenden organisierten Lebensmächte sind selbstverständlich die Schulen und der Stand der Lehrer verschiedener Arten und Stufen. Die Worte, daß der preußische Schulmeister Sadowa und der deutsche Sedan gewonnen habe, beleuchten blitzartig des Volkes Bewußtsein von stärksten Machtgeladenen pädagogischen Erfolgen gerade in der neuen deutschen Geschichte, während das Schlagwort, der Oberlehrer hätte Versailles verloren, mehr von Gehässigkeit als von Sachkennerschaft zeugt, übrigens im Volksbewußtsein auch nie die Rolle gespielt hat wie die vorerwähnten Vorstellungen.

Überschauen wir das bisher Festgestellte nun noch einmal mit einem Blick — und es hätte sich ja übrigens auch noch eine Fülle entsprechender Beispiele aus anderen Gebieten beibringen lassen —, dann dürfen wir abschließen: es ist nicht falsch und nicht zu hoch gegriffen, wenn man meint, diese Zeit ist wahrhaft das Zeitalter des Erfolges. Der — in der vorhin gekennzeichneten Weise massierte — Erfolg erscheint als ein spezifisches Ergebnis und Ziel modernen Denkens und stellt einen psychologischen Spannungsfaktor ersten Ranges gerade in der neuzeitlichen Bewußtseinslage dar.

Aber dies alles hat — natürlich! — auch seine Kehrseite. Die weist gleichfalls Erfolge auf, jedoch mit entgegengesetztem Vorzeichen! Welche Bedeutung, so ist zu fragen, hat das, was wir bisher erinnerten, auf dieser anderen Seite für die genannten Gebiete und für die Menschen in diesen Gebieten?

Stellen wir wieder die Wirtschaft an den Anfang der Betrachtung!

Was über ihre Erfolge gesagt werden muß, bleibe mit dem vorhin Erwähnten durchaus unvollständig. Denn Erfolg dieser Wirtschaft ist auch eine furchtbare Zerreißung, Herausrückung und Verrückung, sagen wir geradezu: Verrücktheit.

Die Zerreißung läßt sich aufweisen vom größten Menschenkreise an abfolgend bis zum kleinsten.

Zerrissen ist durch die Wirtschaft die Menschheit. Die Zielsetzung des überspitzten Kapitalismus, von dem wir vorhin gesprochen haben, bildet eben (wenn nicht das so doch gewiß) ein Hauptmotiv des Imperialismus und der gegenseitigen Bekämpfung der Völker. Es liegt in der Linie jenes hyperkapitalistischen Strebens, daß ein Volk das andere zu überflügeln und zu übervorteilen sucht und schließlich auch das letzte Mittel in diesem Kampf ums Dasein, oder sagen wir: um den Profit einsetzt.

Zerrissen wird durch diese Wirtschaft zweitens das Volk. Wenn Kapital auf der einen Seite so zusammengeballt und wenn es so einseitig diktatorisch eingesetzt wird im Wirtschaftsleben, wie vielfach festgestellt werden mußte, dann wird dadurch von diesem Volksteil der andere mehr und mehr abgespalten und werden im anderen Gegenkräfte wachgezwungen: der Klassenkampf erhebt sein Haupt. Aber zunächst bilden sich in solcher Wirtschaft und durch sie Klassen; und das führt dann mit einer Art Naturnotwendigkeit (hier eröffnet sich uns ein Einblick in die Menschennatur!¹⁾) zu dem, was als Klassenkampf bezeichnet wird: einer der schärfsten Auseinandersetzungen, die es im Volke geben kann.

Zerrissen wird durch die Wirtschaft auch die Familie. Ja, kann überhaupt in all den vielen Fällen noch von einem Familienleben die Rede sein, wo die Kinder den Vater kaum mehr zu Gesicht bekommen oder nur noch hundsmüde und unwirsch, wo sie ihn arbeitend nie sehen (was von höchstem erzieherischen Werte

¹⁾ Vgl. dazu, was über die „Zweiheit menschlichen Wesens“ in unserer Schrift: „Von Ziel und Wegen der Volkshochschule“, Seite 8 ff., gesagt ist (Schriften der Volkshochschule Breslau, Nr. 1; Breslau; 1923).

wäre; aber Arbeit und Heim sind ja oft meilenweit voneinander entfernt), nie mehr arbeitend, wohl aber abgearbeitet oder — das Böseste! — arbeitslos? Behielt dort die Familie noch ihren guten Sinn, wo selbst die Mutter den Kindern sich entziehen muß, weil sie mitzuhelfen hat, das Lebensnotwendigste zu erwerben, ja wo sogar die Kinder nicht mehr Kinder sein dürfen, weil auch ihnen die Sorge auferlegt ward, „die wirtschaftliche Existenz des Familienverbandes durch Kinderarbeit in oder außer dem Hause mit zu unterbauen“?

Und zerrissen wird schließlich auch der Einzelne in diesem System. Denn Taylorismus und Fordismus — was bedeuten sie denn anderes, als daß ein Mensch nicht mehr als dieser ganze Mensch hingestellt wird und sich einsetzen darf sondern irgend eine spezielle Begabung oder Leistung ihm entnommen wird? Daß er gerade den einen Handgriff machen kann, erscheint als das Wertvolle an ihm; dieser Handgriff wird eingereiht in den Wirtschaftsprozeß, wird ausgenützt und ausgebeutet bis zum letzten. Der „Rest“ des Menschen interessiert solchen Betrieb nicht; er geht ihn nichts mehr an.

Mit der Zerreißung aber ist notwendig ein Weiteres gegeben: der Mensch wird in diesem Betrieb *mechanisiert*. Denn wenn er bloß mit einem Handgriff eingebaut wird, dann wird er eben eingesetzt wie eine Maschine, eigentlich sogar nur wie ein einzelnes Rad einer Maschine. Der Mensch wird selbst zur *Maschine*, *entsetzt* in solcher Arbeit. Und das geschieht nicht etwa allein dem arbeitenden Menschen im massiven Sinné des Wortes, dem, den wir eben gemeiniglich „Arbeiter“ nennen; sondern jene Zerreißung, von der wir vorhin gesprochen haben, diese Mechanisierung — die spielen sich im Chefkontor genau so zwangsläufig ab wie draußen in der Großwerkstatt. Wenn der Chef dabei noch eine gute Zigarre raucht, so ist es wirklich bloß blauer Dunst, den er damit anderen und sich selbst vormacht. Tatsächlich ist doch auch er nun schon eingespannt in dieses Wirtschaftssystem als ein mechanisches Rad.

Der Mensch Maschine! Und daher tönt es uns jetzt bereits so schön entgegen in: „*Psychotechnik!*“ Wir haben nicht nur eine Maschinenteknik, wir bekamen dazu eine Psychotechnik, eine Seelentechnik, von der in unseren Darlegungen ja schon genauer geredet wurde. An dieser Stelle aber müssen wir zur Ehrenrettung dessen, der den Ausdruck „Psychotechnik“ als erster „für die Anwendung der wissenschaftlichen Psychologie

auf die Praxis seelischer Menschenbehandlung und =Beeinflussung“ einführte¹⁾ — es war der früher in Breslau und jetzt in Hamburg wirkende Philosoph und Psychologe William Stern —, sagen, daß Stern unter „Psychotechnik“ das nie vorgeschwebt hat, was man in dem soeben geschilderten Zusammenhange daraus machte. Der Philosoph des kritischen Personalismus²⁾ ist für die Verrückung des in der „Psychotechnik“ ursprünglich gelegenen gesunden Gedankens nicht verantwortlich. Wie Stern schon vor anderthalb Jahrzehnten gegen einen üblen Psychologismus auf dem Gebiet der angewandten Seelenkunde ankämpfte³⁾, wie er erst neuerdings wieder einer „Ethisierung der Begabung“ das Wort redete⁴⁾, so hat er immer deutlich erklärt, die Psychotechnik habe dem Menschen, auch dem arbeitenden, zu dienen, sich den Zwecken seines Menschentums einzuordnen, nicht aber dürfe sie umgekehrt mißbraucht werden, um den Menschen zur Maschine zu machen und als Sache zu nehmen.

Das ist aber eben doch geschehen. Der Mensch ist so zur Sache und Ware geworden. Man spricht in diesem Zusammenhange auch kaum noch vom „Menschen“, sondern man spricht vom Menschenmaterial und enthüllt damit, fast ohne es zu ahnen, tiefste Gründe modernen Wirtschaftsdenkens. Dazu nun möchten wir sehr scharf betonen: wo man schon von Menschenmaterial spricht und wo man Menschenmaterial benutzt, dort darf man sich auch nicht wundern, wenn als Welt- (und Lebens-)Anschauung der so Bestimmten ein Materialismus erscheint. Gerade wer nicht auf dem Boden des Materialismus und des Klassenkampfes steht, muß doch die sittliche Verpflichtung in sich fühlen, es immer wieder einmal auszusprechen: wenn Klassen geschaffen sind, hat niemand darüber zu staunen, daß der Klassenkampf kommt; und wenn Menschenmaterial geschaffen

¹⁾ Mit seinem Aufsatz: „Angewandte Psychologie“ (Beiträge zur Psychologie der Aussage, I; Leipzig; 1903). Später wurde das Wort popularisiert durch Hugo Münsterbergs „Grundzüge der Psychotechnik“ (Leipzig; 1914).

²⁾ W. Stern, Person und Sache. I: Ableitung und Grundlehre (Leipzig; 1906); II: Die menschliche Persönlichkeit (Leipzig; 1918); III: Wertphilosophie (Leipzig; 1924).

W. Stern, Vorgesandten zur Weltanschauung (Leipzig; 1915).

W. Stern, Die Psychologie und der Personalismus (Leipzig; 1917).

³⁾ Z. B. in der Einleitung (Seite 7) seines Werkes: „Die Differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen“ (Leipzig; 1911). Dritte Auflage: 1921.

⁴⁾ In: „Probleme der Schülersauslese“ (Leipzig; 1926); Seite 14 ff.

ist, wurde damit die seelisch günstigste Vorbedingung für die Entfaltung einer materialistischen Weltansicht hergestellt. Davon, wie sich das möglicherweise wieder auflösen ließe, wollen wir später noch reden.

Mit den so gekennzeichneten Wirtschaftstendenzen hängt auch etwas zusammen, wofür sich mehr und mehr *Berthold Ottos* Bezeichnung „Gelddenken“ einbürgert. Und dieses Wort „Gelddenken“ bringt nun die ganze Perversion, die ganze verrückte Umkehrung heraus, die hier allmählich stattgefunden hat. Produktionswirtschaft wollte die Wirtschaft zunächst wohl sein; Güter wollte sie wohl erzeugen. Aber das verkehrte sich ihr unter der Hand von der Produktions- zur Erwerbswirtschaft. Jetzt erschien vielfach als das Wesentliche nicht mehr, zu produzieren, sondern zu erwerben. Zum Erwerben aber gehört es unter Umständen, nicht zu produzieren, gehört es manchmal sogar, das Produzierte unverwendet zu vernichten, wenigstens zum Teil, damit der Preis, den man für den Rest erhalten kann, um so höher steigt. Und es gehört weiter dazu, daß auch produziert wird, was man eigentlich gar nicht braucht, ja was schlecht ist — wenn es Geld bringt. Und durch Reklame müssen Bedürfnisse für dieses nicht Notwendige und das Schlechte hervorgelockt werden. Umgekehrt gilt es dann auch, gute, berechnete, notwendige Bedürfnisse nicht zuzulassen oder zu unterdrücken. Man denke z. B. an die Bedürfnisse der Wohnung und der Bildung. Die kosten Geld; die müssen deswegen hintangehalten werden. So jedenfalls liegt es im System des Gelddenkens.

Es hat eine tolle Umkehrung stattgefunden: das Geld, ursprünglich Instrument zum Zwecke der Wirtschaftsführung, ist Selbstzweck geworden. Das Mittel, welches das Geld eigentlich darstellen sollte, ist zum Motiv geworden. Und da haben wir nun die Aufdeckung eines solchen modernen Denkmotivs, an dem wir leiden müssen, und auch die Erhellung des Grundes für diese Not: er liegt in einer Denkperversion, darin, daß ein Mittel zum Motiv sich verschob.

Aber der Teufel gebärdet sich gemeiniglich am frechsten kurz vor seinem Fall. Das zeigt sich auch hier. Mit jener Umkehrung, da man das Geld aus einem Mittel zum Zweck machte, wurde nicht bloß — wie gezeigt — die Seele getötet, sondern dadurch hat sich jetzt die Wirtschaft selbst ganz unglaublich versackt und weiß sie

gegenwärtig gar nicht, wie sie wieder aus der Zwickmühle herauskommen soll.

Greifen wir eine leicht durchschaubare Erscheinung auf: es herrscht eine enorme Wohnungsnot. Wir haben Hunderttausende, die Wohnungen brauchen. Wir haben zweitens viele Bauhandwerker, die auf Arbeit warten. Wir haben drittens Lehm die Hülle und Fülle, aus dem wir Ziegeln brennen könnten. Wir haben viertens Kohlen so viel, daß die Gruben froh wären, auch nur ein paar Pfund loszuwerden. Wir haben fünftens genug Boden, auf dem wir Häuser errichten könnten. Das alles haben wir, aber wir können nicht bauen, denn — „wir haben doch kein Geld!“ Wer hier nicht sieht, daß der Zeitgeist verrückt geworden ist, dem ist halt nicht zu helfen.

Nun aber kommt gar — man möchte es als einen Treppenwitz der Weltgeschichte bezeichnen, wenn man bissig sein wollte und das alles nicht eine so sehr ernste Not bedeutete — noch dieses Letzte: ein wirklich Sachverständiger, der Reichsbankpräsident *Schacht*, hat jetzt gesagt: „Geld ist ja genug da, aber es ist so verfilzt, die Verteilung ist eine so unzweckmäßige, daß . . .“, und dann hat er einen Punkt gemacht. Ja, wenn das keine Verrücktheit, keine Perversion ist, dann verstehen wir kein Deutsch, sind wir mit unserem Latein zu Ende. Wer dünkte hier nicht an Nietzsches Zarathustrawort: „Reichtümer erwerben sie und werden ärmer damit. Macht wollen sie und zuerst das Brecheisen der Macht, viel Geld — diese Unvermögenden“¹⁾!

Anfügen möchten wir übrigens noch ein Analogon zur Wohnungsgeschichte, das allerdings die Wirtschaft unmittelbar nicht tangiert, uns aber (Lehrer und Volkshochschüler, Eltern, hoffentlich auch den Staatsmann) um so mehr: Wir haben ein Heer von Junglehrern aller Lehrerkategorien, die darauf brennen, unterrichten zu dürfen. Wir haben eine Menge überfüllte Schulklassen, ja es fehlen überhaupt Klassen und ganze Schulen. Es herrscht ein starkes unbefriedigtes Unterrichtsbedürfnis. Aber die Junglehrer werden nicht pädagogisch beschäftigt, die Kinder werden nicht gehörig beschult, denn — „es ist kein Geld da“.

Und schließlich sei auf folgenden Umstand hingewiesen, der Seele und Wirtschaft gleicherweise ruiniert. Infolge des Erwerbsrechnens ist aus der Wirtschaft mehr und mehr die Qualität geschwunden und die bloße Q u a n t i t ä t an ihre Stelle getreten.

¹⁾ „Also sprach Zarathustra“, I („Vom neuen Götzen“).

Das Verlangen geht dahin, „schnell und billig“ zu produzieren, wenn es auch fast ebenso rasch wieder kaputt ist, anstatt gediegene — damit freilich zunächst etwas „teurer“ erscheinende — Arbeit zu liefern (bzw. zu kaufen). Wir könnten z. B. — wie unsere Väter — Möbel herstellen, die Jahrhunderte überdauern und den Ansprüchen edlen Geschmacks auch im Wandel der Zeiten standhalten. Das bedeutete, wieder wahrhaft sparen und richtig wirtschaften und gut haushalten lernen. Aber heute verfertigen wir Schleuderwaren, die kaum zwanzig Jahre alt werden und zu fortwährenden Reparaturen und Neuanschaffungen zwingen; wobei wir auch mit unseren Wäldern einen Raubbau treiben, der schwerlich wieder gutgemacht werden kann. Und das heißt dann womöglich noch „eine zweckmäßig organisierte und rationalisierte Wirtschaft“.

Man lasse sich ja nichts weißmachen: es wird allerdings gelegentlich von Qualität gesprochen; man spricht etwa von der Qualität eines Stoffes. Aber auch da ist das Meiste längst aufgelöst in Quantität; man meint, daß er stärker ist als ein anderer, oder fester u. dergl. Es sind Mengenbegriffe, die hier die Vorstellung beherrschen, während wir unter Qualität oder dem, was Lichtwark mit „Wertigkeit“ übersetzte, verstehen, daß ein ganzes Seelentum in ein Stück Arbeit hineingebannt ist und aus ihr jeden Betrachter wieder anspricht, der sich für Wertigkeit noch Sinn bewahrt. Solche Qualitätsarbeit ist seelenvoll und zugleich billig, da sie eben in jeder Beziehung lange „hält“, die Quantitätsschleuderwaren aber sind seelenlos und wahrhaft teuer.

Gehen wir zu einem anderen der vorhin beispielshalber herausgegriffenen Gebiete über, zum Betriebe der heutigen Wissenschaft, dann sehen wir dort ähnliche Erfolge wie die soeben behandelten.

Auch hier Zerreißen und Zersplitterung des Volkes, der Familie. Und zwar dadurch, daß ein (kleinerer) Teil der Menschen sich eine besondere Sprache zurechtbildete, eben die der Wissenschaft, die von den anderen keineswegs ohne Übersetzung verstanden werden kann, daß aber diese Wissenschaftsbeflissenen sich um solche Übersetzung vielfach auch gar nicht bemühten, sich im Gegenteil fester und fester in ihr eigenes Sprechen einspannen und so eine Trennungsmauer zwischen Fachleuten und „Laien“ erstand, die wir erst jetzt mühsam zu durchbrechen

beginnen¹⁾. Wie oft schon mußte es gar erlebt werden, daß ein Sohn sich mit seiner Mutter nicht mehr unterhalten konnte, seit er diese andere Sprache erlernt, und daß beide von Stund an bloß noch nebeneinander und nicht mehr miteinander durch die Welt gewandert sind! Wenn irgendwo, dann trifft hier das Goethe-Schillersche Distichon zu:

„Einer, das höret man wohl, spricht nach dem andern, doch keiner mit dem andern. Wer nennt zwei Monologen Gespräch?“

So ist tatsächlich die Spaltung, wie sie durch diesen Betrieb der Wissenschaft und durch diese Haltung ihrer Vertreter in Volk und Familie geschaffen wurde.

Daß unter solchen Umständen auch der einzelne Wissenschaftler leicht der Gefahr erliegt, zum einseitigen „Verstandesmenschen“ zu werden, sei wenigstens im Vorbeigehen erwähnt.

Nun sind das freilich keine ganz neuen Entdeckungen. Wir finden sie schon von dem Manne in meisterhafter Sprache verkündet, dessen Schriften als geniale Anleitung immer wieder allen zum Studium empfohlen werden müssen, „die lehrend oder lernend ohne die deutsche Philosophie nicht leben mögen“²⁾, nämlich von unserem Schiller. In seinen Aufsätzen, die wir „dem Schüler der Philosophie um so lieber in die Hand geben, als sie in ihrem Glanz und ihrer Schönheit auf der solidesten Arbeit beruhen — sie sind selber Werke eines geradezu idealen Schülers der Philosophie“³⁾, dort finden sich u. a. folgende die Tatsachen unseres Zusammenhangs treffende Sätze⁴⁾: „Warum qualifizierte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles trennende Verstand seine Formen erteilten. Die Kultur selbst war es, welche der neueren Mensch-

¹⁾ Genaueres siehe bei: Alfred Mann: „Die deutsche Bildung und die Neuordnung der deutschen Verhältnisse“ (Vortrag, der zur Gründung der Breslauer Volkshochschule führte; abgedruckt in: Schlesische Schulzeitung, Jahrgang 1918, Nr. 51 und 52) und Alfred Mann: „Forderungen des Volksdenkens an den Volkshochschulunterricht“ (Archiv für Erwachsenenbildung, II. Jahrgang, Seite 291 ff., und Blätter der Volkshochschule Breslau, IV. Jahrgang, Seite 128 ff. — Vgl. auch Schriften von Eugen Rosenstock; z. B. „Angewandte Seelenkunde. Eine programmatische Übersetzung“ (Darmstadt; 1924) und „Soziologie“ (Berlin und Leipzig; 1925).

²⁾ Eugen Kühnemann, Schillers philosophische Schriften und Gedichte (Philosophische Bibliothek); Bd. 103. Leipzig; 1910. Seite 5.

³⁾ E b e n d a, Seite 7.

⁴⁾ „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“, im sechsten Briefe.

heit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der anderen das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte notwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft.“

Dieser zersetzende Wissenschaftsbetrieb nun eilt geradezu einer Selbstvernichtungskatastrophe entgegen, mit der verglichen die vorher geschilderten Wirtschaftsschwierigkeiten als Bagatelle erscheinen. Erzählen sich heut nicht schon die Kinder, daß die moderne Chemie drauf und dran ist, sich selbst, alles aufzufressen und auszulöschen? Wir wissen es nur zu gut, wie ein nächster Krieg ausgehen könnte. Die Giftgase sind bereit, und mit diesen chemischen Mitteln kann alles Leben, also auch die Chemie samt der übrigen „Wissenschaft als Betrieb“, getötet werden. Ein zu geringer Trost, daß auch dann noch Wahrheit bliebe, was vorher als (z. B. chemische) Wahrheit richtig erkannt war!

Auch hier ist ganz offensichtlich etwas *ver=rück t* (ge)worden und zwar möglicherweise auf zweierlei Wegen: diese Wissenschaft wurde entweder zu sehr Sklave oder zu sehr Herr. Zu sehr Sklave, wenn sie sich einem brutalen Gewaltegoismus irgendwelcher Gruppen verkaufte. Zu sehr Herr, wenn sie einem sich selbst überschlagenden Größenwahn verfiel. In diesem Falle wäre es ein *falscher* Begriff *praktischer Autonomie*, der in die Irre führte: die Wissenschaft ist allerdings autonom und muß eigengesetzlich sein; das heißt aber doch nur, sie hat sich in sich selbst nach eigenen Gesetzen zu entfalten; es heißt aber nicht, daß sie mit ihren Anwendungen nicht eingebunden bleiben müsse in höhere Zwecke, etwa die Zwecke der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung des Menschen, daß sie aus diesem Zweckverband (!) ausbrechen dürfe.

Suchen wir nach dem tiefsten Grunde dieser Erscheinungen, dann finden wir ihn auch hier wieder in einer *Denkverschlebung*, in einer *Perversion* gleicher Art wie bei der Wirtschaft, darin nämlich, daß ein Mittel zum *beherr=*

s chenden Motiv wurde. Damit nun stoßen wir auch auf Momente, die nicht nur die „Wissenschaft als Betrieb“ sondern letzten Endes grundsätzlich die Richtigkeit der Erkenntnis gefährden.

Wir sagten ja schon eingangs: das Denken, von dem wir handeln, geht in frühere Jahrhunderte zurück. Gerade an jenen Anfängen läßt sich die hier gemeinte Perversion deutlich einsehen. Die Naturwissenschaft — wie wir bereits berührten — ist groß geworden durch die Methode der Berechnung, die Anwendung der Zahl. Sogleich am Anfang dieser Entwicklung wurden die Erfolge der genannten Methode derart stark empfunden, daß die Wissenschaft immer schärfer wie hypnotisiert auf die Zahl starrte und diese schließlich selbst als Zweck, Ziel, Motiv des Denkens auftreten konnte. Ein förmlicher Zahlenrausch ergreift jene Menschheit. Dafür ließen sich viele Belege beibringen; wir greifen aus ihrer Fülle nur einiges heraus.

Da steht Galileis Satz: „Das Weltall . . . ist in mathematischer Sprache geschrieben, und seine Buchstaben sind Dreiecke, Kreise und andere geometrische Figuren“¹⁾. Wenn man sich nur stets darüber im Klaren geblieben wäre, daß es eben tatsächlich zunächst nur Buchstaben sind, aber noch nicht Worte, Sätze und Gesamtdarstellungen! Spinoza schrieb eine „Ethica, ordine geometrico demonstrata“²⁾. Hobbes erklärt schlankweg: „Unter Denken verstehe ich Rechnen“³⁾ und versteigt sich zu der Behauptung: „Was die Gegenwart von der Barbarei der Vergangenheit unterscheidet, das verdanken wir fast alles der Geometrie“⁴⁾. Den Vogel abschießt der Philosoph und Pädagoge Erhard Weigel⁵⁾; der freut sich — gleich vielen Gelehrten seiner Zeit, auch seinem berühmten Schüler Leibniz —, in der „Weisheit Salomonis“ den Satz entdeckt zu haben: „Gott hat alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet“; und wenn er etwas ganz feierlich beteuern will, ruft er aus: „Ich schwöre es bei der Vierzahl selbst!“

Daß in solcher Ekstase wissenschaftlicher Entdecker- und Schaffensfreude das beglückende Instrument schließlich so etwas

¹⁾ Il sagggiatore. Florenz; 1623.

²⁾ Erst (bald) nach seinem Tode erschienen zu Amsterdam; 1677.

³⁾ Elementorum philosophiae sectio prima de corpore. London; 1655; englisch 1656.

⁴⁾ De cive; 1646.

⁵⁾ 1625—1699.

wie Selbstzweck erhält, die Zahl leicht aus einer Dienerin zur Beherrscherin des Gedankens, die Methode zum Motiv wird und dies alles zu (den bereits erwähnten praktischen und alsbald zu besprechenden theoretischen) Ausuferungen führt, läßt sich unschwer nachempfinden. Aus soziologischen Entwicklungen ist uns Entsprechendes ganz geläufig. „Es ist ein Verhängnis“, sagt Lichtwark¹⁾, „daß alle dauernden Einrichtungen, die das Menschengeschlecht in den Dienst des Lebens stellt, die Neigung haben, im Laufe der Zeit sich selber Zweck zu werden“. Ähnliches zeigt sich uns nun im wissenschaftlichen Denken. Solche intentionale Verschiebung²⁾ durch Überwertigwerden eines ursprünglich hierarchisch ein- und untergeordneten Denkmoments scheint doch aus einem tiefwurzelnden Denkdrange zu stammen³⁾.

Dabei aber handelt es sich um eine nicht bloß psychologisch sondern vor allem auch methodologisch bedeutsame Tatsache, die — nun kommen wir genauer darauf! — theoretische Gefahren, Fehlerquellen für die Richtigkeit der Erkenntnis enthält.

Wenn die Zahl zum allbeherrschenden Prinzip des Denkens wird, ist damit eine Abstraktion vorgenommen, die zur Fälschung des Weltbildes führt. Das nur=Berechnen ist Korrelat einer rein=mechanistischen Weltanschauung, wie es — das bemerkten wir bei diesen Betrachtungen ja schon — auch in der Wirtschaft (später) die Mechanisierung ergab. „Die Regeln der Mechanik sind dieselben wie die der Natur“, sagt mit völliger Ausschließlichkeit bereits Descartes⁴⁾. Wir lächeln heute über alte „abergläubische“ Anschauungen, nach denen die Welt

¹⁾ „Die Einheit der künstlerischen Erziehung“ in „Der Deutsche der Zukunft“ (Berlin; 1905), Seite 29.

²⁾ Vgl., was über intentionale Verschiebung beim Volksdenken gesagt ist im Aufsatz: „Forderungen des Volksdenkens an den Volkshochschulunterricht“ (Archiv für Erwachsenenbildung, II. Jahrgang, Seite 308f., und Blätter der Volkshochschule Breslau, IV. Jahrgang, Seite 145/146). Ähnliches zeigt sich beim kindlichen Spiel: vgl. meine Ausführungen über die Hierarchie „komplexer Aufmerksamkeitshandlungen“ in der Arbeit „Zur Psychologie und Psychographie der Aufmerksamkeit“ (Zeitschrift für angewandte Psychologie; Bd. IX; Leipzig, 1914; Seite 446 ff.).

³⁾ Es wäre recht interessant, einmal psychologisch genau zu untersuchen, wie weit dann später der Zahlenrausch auf verschiedenen Gebieten etwa noch neue Nahrung aus dem enormen zahlenmäßigen Anwachsen der Menschen selber, inbes. des Proletariats im 19. Jahrhundert, empfangt.

⁴⁾ Discours de la méthode. Leyden; 1637.



aus einem Ei ausgebrütet wurde, auf einer ungeheueren Schildkröte ruht, u. über dergl. Vielleicht kommt die Zeit, die auch über unser modernes physikalisches Weltbild, auf das wir jetzt überaus stolz sind, als über einen Aberglauben lächelt. Denn die Dinge liegen doch so: Dieses moderne physikalische Weltbild mag in sich seine Richtigkeit haben. Aber für Laien, die außerhalb der wissenschaftlichen Arbeit stehen und dann als Gläubige kommen, um an den Brüsten der Wissenschaft zu saugen und „die Wahrheit“ zu erfahren, ebenso wie für nicht hinreichend umsichtige Vertreter dieser Wissenschaft selber gilt es als das Weltbild überhaupt; und dies bedeutet nun allerdings einen Aberglauben, wie er ärger kaum gedacht werden kann. Das physikalische Weltbild ist eben das physikalische Weltbild, d. h. das Bild von dem, was physikalisch ist von der Welt. Die physikalische Methode vermag, an ihrer Stelle kritisch richtig angewandt, das Ihrige zu leisten, aber doch nicht die Welt ganz und gar zu meistern. Diese großartige physikalische Methode mit ihren gewiß bewundernswürdigen Ergebnissen scheidet bereits völlig am leisesten Kuß, den ein schüchterner Jüngling seiner Jungfrau irgendwo in einer Mondscheinnacht gibt; denn daran ist schlechterdings nichts Wesentliches physikalisch zu begreifen. Es kann aber unter Umständen dieser kleine Kuß Anstoß zu einer langen Reihe besten, schönsten und herrlichsten Menschenlebens werden, das mit seinen bedeutsamsten Momenten gar nicht ins physikalische Weltbild gehört, durch die naturwissenschaftliche Methode keineswegs zu begreifen ist und doch gerade in diesen Momenten für Geschlechter und Geschlechter weit wichtiger wird als alles, was im physikalischen Weltbild steckt.

Ans physikalische Weltbild als an das Weltbild glauben, ist Aberglaube, weil dabei ein Absehen übersehen wird, nämlich die Abstraktion, die die Naturwissenschaft suo loco notwendig und berechtigt vollzieht. Auch die theoretische Autonomie jeder Wissenschaft hat eben ihre Grenzen dort, wo die betr. Wissenschaft sich in eine umfassendere Betrachtung einbinden muß. Wo aber im modernen Denken die Motivkraft der Abstraktion diese Grenzen überschießt, kommt es nicht bloß zu einer Zerreißen des (in der Idee vorschwebenden) Gesamtweltbildes sondern wird geradezu die Möglichkeit, ein richtiges Weltbild zu erhalten, vereitelt.

So sind es denn ganz analoge „Erfolge“ modernen Denkens, die Wirtschaft und Wissenschaft unserer Tage auf der Minusseite

zeigen. Und Ähnliches ergibt sich im dritten der hier angezogenen Gebiete, dem wir uns jetzt wieder zuwenden, im Sport.

Müssen wir bei ihm nicht auch Zerreißung und übertriebene Abstraktion in mehr als einer Hinsicht erleben?

Wie sehr wird hier häufig genug von geistigen und seelischen Werten abgesehen und eine ganz einseitige Körperausbildung „kultiviert“, ja innerhalb dieser wieder noch das eine oder das andere Organ übermäßig in Anspruch genommen oder entwickelt! Wie oft sehen wir hier einen Kampf zwischen Menschen und Menschengruppen entbrennen und toben, der mit „edlem Wettstreit“ nichts mehr zu tun hat!

Auch dies ist zum guten Teil wieder Folge davon, daß ein Mittel in ein Motiv sich verkehrte. Man kann sich vorstellen, wie der Rekordgedanke als methodische Hilfe dazu benutzt wurde, die Menschen zu höherer Anstrengung, zu größeren Leistungen, zu vollkommenerer eigener Ausbildung zu veranlassen. Das aber ist heut vielfach vergessen, und in den Vordergrund des Bewußtseins schob sich der zu erringende Rekord selbst als oberstes Ziel und tiefster Beweggrund der ganzen Aktion: jetzt muß vor allem der Rekord geschlagen werden, wenn auch das Menschentum dabei in Brüche geht. Und zugleich ist damit auch hier die Quantität an Stelle der Qualität getreten. Jeder Tageszeitung kann man es entnehmen. Was lesen wir in den Sportberichten? Höchstleistungen und wieder Höchstleistungen! Und die Veredelung des Menschen? Die Kalokagathie der Alten? Das findet man fast nur noch in Sportfestreden; die aber sind nicht selten der Schleier, der milde um die Wahrheit gelegt wird¹⁾.

¹⁾ Zwei allerneueste Sportblüten seien hier wenigstens anmerkungsweise festgehalten.

„Der Dauertänzer Alfonso Fernando, der bekanntlich einen Tanzrekord von 130 Stunden aufstellen wollte und der am Freitag die Konzession der Polizei erhielt, konnte am Sonnabend seinen Dauertanz beginnen, mußte jedoch am Sonntag nachmittag 5 Uhr, nach 29 Stunden, diesen Versuch bereits wieder aufgeben. Der Arzt hatte eine schmerzhafteste Leistendrüsenanschwellung festgestellt, und da auch gleichzeitig die Herz-tätigkeit viel zu wünschen übrig ließ, erklärte der Arzt, er müsse jede weitere Verantwortung ablehnen. So mußte Fernando wohl oder übel das Tanzparkett in der Arena am Kaiserdamm (unmittelbar neben dem Sechstagerennen) mit dem Krankenbett vertauschen. Fernando hatte in den 29 Stunden 102 Tanzpartnerinnen gehabt und während dieses Zeitraumes meistens

Die neueste Art einer Umkehrung findet sich gerade dieser Tage in gewissen illustrierten Zeitschriften, wo zwar nicht vom Denken des Sports gesprochen, aber einem Sport des Denkens das Wort geredet wird und Denksportaufgaben bereits zum guten Ton der Rätselecke gehören.

Einen weiteren für den Sportbetrieb charakteristischen Zug entdecken wir, wenn wir bemerken, welche Rolle das Geld = denken auch in ihm spielt, wie dadurch der Sport — gleichfalls eine Perversion! — verwirtschaftlicht wird. Man lese z. B. die Eintrittspreise der Sportplätze! Unsere Oper dürfte sich nicht erlauben, solche Preise zu verlangen. Aber die Oper bleibt trotz geringerer Sätze leer, und die Sportarena kann die Massen der Tausende nicht fassen, die sich dort Sonntag für Sonntag im Zahlen- und Rekordrausch austrampeln müssen. Und dann am Montag: welches Gereife um die neuesten Sportnachrichten! Man muß ja auch sehen, ob das Pferd gewonnen, auf das man tippte; die Bilanz muß gezogen werden, und die Dispositionen für den nächsten Sonntag sind zu treffen.

Es gibt aber noch eine andere Verbindung zwischen Sport und Wirtschaft, die gerade vom Volksbildner vielleicht noch ernster zu nehmen ist. Unleugbar stellen das Gros der Sportberauschten die Massen der Arbeiter und Angestellten. Darin ist nichts Verwunderliches zu entdecken. Die Dinge liegen hier offenbar ähnlich wie zur Zeit des Mittelalters: wenn Pestilenz und Blattern ausbrachen, die Lebensverhältnisse ganz schlimm wurden, ergriff das Volk eine Tanzwut sondergleichen. Und das durch die heutige Wirtschaft zerrissene und aufgeregte Volk braucht als Reaktion dagegen, als „Erholung“ davon ein adäquates, auch zerreißendes, berauschendes und aufregendes Mittel: Boxkämpfe und Sechstagerennen. Der Grund ist zweifellos in ganz innerlichen psychologischen Notwendigkeiten

den Foxtrott bevorzugt. Schon in den vorhergehenden Stunden machten sich die Schmerzen bemerkbar, sodaß ab und zu eine Pause von einer Minute eingelegt werden mußte“. (Breslauer Neueste Nachrichten, 12. April 1926.)

„Wallmann, der in einem Berliner Lokal in der Frankfurter Allee mindestens 50 Tage hungern wollte, um den Rekord des Hungerkünstler Colly zu brechen, erlitt am Sonntag in seinem Glaskasten angesichts einer großen Menschenmenge einen Tobsuchtsanfall. Er zertrümmerte die Scheiben, verletzte sich dabei und stürzte blutüberströmt durch die entsetzte Menge auf die Straße. Nachdem Wallmann, der bereits 31 Tage gehungert hatte, auf der Rettungsstelle verbunden worden war, ist er in seine Wohnung gebracht worden“. (Breslauer Zeitung, 12. April 1926.)

zu suchen; die muß man beachten, anstatt falsche Vorwürfe zu erheben. Als Gegengift wird dasselbe Gift verlangt. Fast möchte man in dieser Tendenz der Lebensführung eine Parallele zu jener erkenntnistheoretischen Meinung entdecken, die schon Empédoκles¹⁾ in die Verse kleidet:

„Γαίη μὲν γὰρ γαῖαν ὁπώπαμεν, ὕδατι δ' ὕδωρ,
αἰθέρι δ' αἰθέρα δῖον, ἀτὰρ πυρὶ πῦρ αἰθῆλον,
στοργὴν δὲ στοργῆ, νεῖκος δέ τε νεΐκεϊ λυγρῶ.“

(„Denn mit der Erde in uns erkennen wir die Erde, mit dem Wasser das Wasser, mit der Luft die himmlische Luft, mit dem Feuer aber das verderbliche Feuer, die Liebe mit der Liebe, den Haß mit dem traurigen Haß“.)

Schließlich darf diejenige „Abstraktion“ nicht verschwiegen werden, die im neuesten Sportbetriebe hie und da als ein Abstellen der Schamhaftigkeit auftritt. Mag man nichts dagegen einwenden, wenn nackt geturnt wird, soferne dies tatsächlich notwendig ist. Aber wir wissen doch alle: es gibt eine Nacktheit, die gepanzert und unantastbar ist; und es gibt ein Angezogensein, das schamlos ausgezogen erscheint, und diese Tendenzen lauern — vielleicht manchmal noch unbewußt — auch im (sogenannten) Sportbetrieb von heute ebenso, wie die Jünger der „Nacktkultur“ der Gefahr unterliegen, das Gefühl für die erforderliche Distance und Eingezogenheit im Verkehr der Menschen untereinander zu verlieren.

Wir runden das Ergebnis unserer Untersuchung ab, indem wir jetzt noch einmal einen kurzen Blick aufs Bildungswesen werfen.

Auch auf diesem Gebiet müssen wir merkwürdige Perversionen feststellen.

Anstatt z. B. möglichst viel Zeit und Geld in den Bildungsprozeß hineinzustecken, zuzugestehen, daß dies die vernunftgewollte Hierarchie der Menschenentwicklung wäre²⁾, verlangt man, daß die Bildungsarbeit den Menschen recht rasch erwerbsfähig mache. Man will eben allenthalben schnelle, in Geld ausdrück- und auswertbare „Erfolge“ sehen. Wir leben in der Zeit, die keine Zeit hat (fürs Wesenhafte).

Gelddenken und Zahlenrausch auch hier und selbst dann, wenn es einer gut meint mit unserem Streben (nicht

¹⁾ Ungefähr 490—430 v. Chr.

²⁾ Vgl. unsere „Freizeiten“; z. B. IV. Jahrgang dieser Blätter, Seite 16 ff. und Seite 22 ff.

alle meinen es ja so!). In solchem Falle fragt er wohl: „Wieviel Hörer haben Sie eigentlich in der Volkshochschule?“ Wenn jemand wenigstens einmal fragen möchte: „Wie wenig Schüler haben Sie?“ Immer wieder bricht halt im modernen Denken der Zug zur Quantität hervor; nur selten blieb der Blick für Intensität und Qualität.

Das gilt leider auch vielfach vom inneren Betrieb des Bildungswesens.

Da ist unser (schon erwähnter) Stolz, keine Analphabeten mehr zu haben. Als ob es nicht ganze analphabetische Zeiten und Völker gegeben hätte, die große Dichtungen in ihrer Seele trugen, und heut nicht viele Menschen lebten, die buchstabieren können, aber keine wesentlichen Gedanken fassen, die nicht „lesen“ können, obwohl sie das Alpha, Beta, Gamma, das ABC erlernten.

Und wie oft wird immer noch — trotz der besten Theorien — auf die Summe von Kenntnissen abgezielt, wird eine möglichst große Summe von Kenntnissen für „Bildung“ gehalten, das Banausischste, das man sich da denken kann!

Hier machte sich ein krasser didaktischer Materialismus breit: Stoff, Stoff und noch einmal Stoff wurde die Losung! Dabei „wird unterrichtet, als wären die Schüler für die einzelnen Unterrichtsgegenstände da, als ob der menschliche Geist von Natur in Fächer geteilt wäre, die den einzelnen Wissenschaften entsprächen. Das Höhere ist (doch aber) nicht die Wissenschaft, nicht das Fach, nicht der Lehrstoff, sondern die Seele“¹⁾. Und was Lichtwark hier von der Kindererziehung sagt, gilt auch für die Erwachsenenbildung.

Dies also wäre — so zeigte eine Untersuchung der Wissenschaft und der Wirtschaft, des Sports und des Bildungswesens, eine Untersuchung sehr verschiedener Gebiete! — der „Erfolg“ des Erfolges, den wir anfangs feststellten: der zerrissene, mechanisierte, entseelte Zahlenmensch.

Sowie das aber der Menschheit — deutlich zunächst in ihren empfindsameren Seelen, dumpf der beschwerten Masse — zum Bewußtsein kam, erwuchs dem grausamen Spiel ein Gegenspiel.

Auch diese Gegenströmung können wir wenigstens wieder bis zu Schiller zurückverfolgen. Von einem für die Ideale der

¹⁾ Alfred Lichtwark, Der Deutsche der Zukunft (Berlin; 1905). Seite 31.

Humanität glühenden Herzen getrieben trägt sein kluger Verstand mit hinreißender Beredsamkeit die Meinung vor, durch die Kunst sei die Totalität des Menschen wiederherzustellen¹⁾. Die Bewegung unserer Volksbühnen und Bühnenvolksbünde knüpft in gewissem Belang an diese Ideen jetzt wieder an. „Und dann endlich — Welch ein Triumph für dich, Natur, — so oft zu Boden getretene, so oft wiederaufstehende Natur —, wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüderet, in ein Geschlecht wieder aufgelöst ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust gibt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein“²⁾.

In der Entwicklung des neuzeitlichen Theaters liegt es z. T. begründet, daß dies von Schiller vorgeahnte Ziel bislang auch noch nicht entfernt erreicht wurde.

Heut nun stehen für das Gegenspiel als „organisierte Lebensmächte“³⁾ da und auf: die Volkshochschule mit den Volksbildnern.

Und sie nicht allein. Daneben, ja zeitlich vor ihnen sehen wir noch andere Kräfte in den Kampf eintreten: religiöse Bewegungen, die Jugendbewegung⁴⁾, Bodenreform, pädagogische Reform („Arbeitsschule!“), neue Richtungen der Wissenschaft: man denke bloß an den kritischen Personalismus⁵⁾, an die Wandlung der Geisteswissenschaften⁶⁾ und der Soziologie⁷⁾ u. dergl. m.

¹⁾ Z. B. in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“.

²⁾ Am Schluß seines in der Rheinischen Thalia, erstes Heft, Lenzmonat 1785, erschienenen Aufsatzes: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“, den er (ohne Einleitung) 1802 in den kleineren prosaischen Schriften wieder abdruckte unter der Überschrift: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“.

³⁾ Siehe oben, Seite 12/13.

⁴⁾ Siehe das ganz der Jugendbewegung gewidmete Heft 11 vom II. Jahrgang dieser „Blätter“.

⁵⁾ Vgl. oben Seite 20 die Werke Sterns.

⁶⁾ Die Linie Dilthey, Spranger, Freyer, (Stern).

⁷⁾ Eugen Rosenstock, Soziologie. Bd. I. Berlin und Leipzig; 1925

Aber ohne diesen Bewegungen zu nahe zu treten, muß man doch sagen, daß in manchen — bes. der erstgenannten — ein merkwürdiger Intuitionismus und Romantismus dem Rationalismus einfach entgegengesetzt wird. Und das ist nicht die Art der Volkshochschule, wie wir sie vertreten.

Wir sind der Überzeugung, daß man mit Intuitionismus und Romantismus den Rationalismus nicht überwinden können. Wir sind überhaupt nicht der Meinung, daß man die rationale Methode, daß man die Abstraktion, die Berechnung, die Technik usw. verneinen und vernichten soll. Auch Schiller schon hat dies keineswegs gewollt: „Die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegenzusetzen. Dieser Antagonismus der Kräfte ist das große Instrument der Kultur“¹⁾. Solche Negation würde ja zugleich auch die großen positiven Erfolge jenes Denkens zerstören, die wir eingangs gewürdigt haben; sie wäre eben Romantismus, hellster Wahnsinn, und so läßt sich auch das Rad der geistigen Entwicklung gar nicht zurückdrehen. Unhistorisch und unphilosophisch, beides wäre ein solches Unterfangen.

Aber wir meinen allerdings festhalten zu müssen an der Weisheit des alten heiligen Satzes: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!“

Helfen aber kann es auch nicht, wenn wir das andere einfach auslöschen wollten. Nicht auslöschen, aufheben müssen wir es im Sinne des dialektischen Prozesses. Und dieser dialektische Prozeß wird eben gerade von unserer deutschen Sprache mit dem Worte „aufheben“ so meisterlich gepackt. „Aufheben“ kann bedeuten: beseitigen, und es kann bedeuten: höher heben, und es kann bedeuten: aufbewahren. Und alle drei Bedeutungen vereinigt das Wort in sich hier, wo es gilt, einen Akt auf der dritten Stufe des dialektischen Prozesses zu begreifen.

Was hier zu geschehen hat, muß also ein „Aufheben“ sein. Wir müssen auf einer höheren Stufe der Entwicklung eine neue Synthese herstellen, in welcher der rationalen Methode die seelenmordende Spitze abgebrochen, aber zugleich ihre wertschaffende Kraft erhalten wird. Wieder einbinden müssen wir die — wie von uns festgestellt — unrechtmäßig ausgebrochenen

¹⁾ Im sechsten der Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“.

Denktendenzen in höhere Ziele. Wir müssen die Motive, die die sich unverschämterweise zu Herren gemacht haben, wieder zu Dienern machen, die sie einst schon waren und als die sie nützlich sein können. Wir müssen diese Motive wieder zu Mitteln werden lassen. Wie es schon Schiller meinte, wenn er dem vorhin zitierten Satz: „Dieser Antagonismus der Kräfte ist das große Instrument der Kultur“ betont hinzufügt: „Aber auch nur das Instrument“.

Was im einzelnen geschehen könnte und sollte, davon sei hier einiges beispielsweise erörtert.

Im Wirtschaftsleben wäre der Gedanke der sogenannten Wirtschaftsdemokratie noch weiter zu durchdenken und zweckmäßig zu verwirklichen. Es ist eigentlich nichts anderes als wie ein abgewandelter Gedanke des Freiherrn vom Stein, die Selbstverantwortung der Werk tätigen hinein= zubinden ins allgemeine Ganze des Wirtschaftskörpers, und wurde von dem nicht nur für seine Partei sondern für sein Volk viel zu früh verstorbenen unvergeßlichen Friedrich Naumann trefflich so formuliert: es käme darauf an, „aus Industrieuntertanen Industriebürger zu machen“. In der Parole der Betriebsräte taucht er schlagwortartig auf. Er könnte in der Tat dazu mithelfen, arbeitende Menschen aus der Stumpfheit bloßen Verwendetwerdens zu Selbstbewußtsein und dem Gefühl sittlicher Verpflichtung zu führen, sie aus Sachen und Maschinen wieder zu Menschen werden zu lassen.

Auch die Idee der Werkstattaussiedlung¹⁾ ist hier zu erwähnen. Sie negiert den positiven Wert des „Antagonismus der Kräfte“ nicht, rechnet damit, daß die Industriearbeit allerdings in Teilprozesse zerlegt bleiben muß. Aber sie nimmt die Teilprozesse heraus aus der Großfabrik, um sie aufs Land zu verpflanzen, einem jeden Arbeiter in sein Heim, wo „sein Arbeitsplatz für ihn den Charakter eines eigenen, ihm gehörigen Lebensraumes bekommt“, wo auch Industriearbeit und Familie einen glücklichen Frieden schließen können und eine heilvolle Tradition des Schaffens und des Besitzens vom arbeitenden Vater auf die nachfolgenden Generationen arbeitender Söhne sich übertragen kann.

Immer wieder von neuem aufgerollt werden muß ferner das Problem des Berufs. Unter „Beruf“ verstehen wir heut

¹⁾ Eugen Rosenstock, Werkstattaussiedlung. Untersuchungen über den Lebensraum des Industriearbeiters. Berlin; 1922.

meistens nichts weiter als irgendwelchen Posten im bürgerlichen Leben; wir meinen, in bestimmtem Alter (bei der großen Masse der Volksgenossen mit vierzehn Jahren) „trete man in einen Beruf ein“. Tatsächlich aber trägt doch jeder Mensch seinen Beruf von Anfang an in sich als immanentes Ziel seiner Entwicklung, zu dem hin er sich entfalten soll:

„In jedem ruht ein Bild des, was er werden soll.

Solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll“,

sagt unser Landsmann Angelus Silesius. Dies Bild beruft jeden zu sich. Und es gilt, jenen Posten im bürgerlichen Leben so zu wählen, unter Umständen dessen Anforderungen so zu organisieren, daß Einstimmigkeit zwischen der inneren Berufung und den Aufgaben von außen erzielt wird. Damit würde der Wirtschaft ebenso gedient wie dem Menschen; denn es gibt für den Menschen keine glücklichere Entwicklung, als zu sich selbst zu gelangen, und es gibt für die Wirtschaft keinen leistungsfähigeren Arbeiter als den, der „der rechte Mann auf dem rechten Platz“ ist.

Seit mehr als zehn Jahren bin ich für eine solche Veredelung des Berufsgedankens in Wort und Schrift eingetreten. Und als ich im Sommer 1918 auf einer Tagung der Berliner Zentralstelle für Volkswohlfahrt entsprechende Vorschläge machte¹⁾, da schien es einen Augenblick, als wolle auch die Wirtschaft ernstlich an die gekennzeichneten Aufgaben herangehen. Dann kam der Zusammenbruch.

An dieser Stelle darf auch noch an etwas erinnert werden, das für unsere Volkshochschule interessant und wichtig ist: Die Breslauer Volkshochschule wurde von einer Gruppe gegründet, für die ich die Bezeichnung „Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung und Berufsberatung“ durchsetzte — nicht, um zwei heterogene Aufgaben miteinander künstlich

¹⁾ Alfred Mann, Berufsberatung als pädagogische Aufgabe. „Concordia“, Zeitschrift der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Nr. 24 vom 15. Dezember 1918.

Derselbe, Zur Psychologie der Berufswahl. „Schlesische Schulzeitung“, Jahrgang 1917, Nr. 2 und 3.

Derselbe, Die Veredelung des Berufsgedankens. „Der Vortrupp“, 8. Jahrgang, 1919, Seite 622 ff.

Man vgl. auch die einschlägigen Bemerkungen im Aufsatz: „Die Jugendbewegung“, II. Jahrgang der „Blätter der Volkshochschule Breslau“ Seite 80, und in der Arbeit: „Zur Psychologie und Psychographie der Aufmerksamkeit“, erschienen 1914 in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“, Bd. IX, Seite 404.

zu verkoppeln, sondern in der Erwägung, daß dem Menschen und seinem sogenannten Berufsleben geholfen werden müsse dadurch, daß dieses zu einem wahren „Berufs“-Leben umgestaltet werde, indem es sich dem vom „Beruf“ bestimmten Bildungsprozeß des Menschen in der vorher angedeuteten Weise hierarchisch eingliedert.

Dazu gehörte dann noch zweierlei. Einmal sollte ins Bewußtsein gehoben werden, daß auch H a n d a r b e i t einer i n n e r e n B e r u f u n g entsprechen kann und nicht bloß unter äußerem Druck zu leisten ist. Zum anderen sollte erkannt und anerkannt werden, daß auch „körperliche Arbeit“ g e i s t = g e b o r e n und g e i s t d u r c h f l u t e t ist, wenn sie nicht ohne Ideen und Ideale gelingt¹⁾.

Da — wie einzusehen — dies alles der Wirtschaft und dem Menschen in gleicher Weise zugute kommt, könnte man auch schließen: es soll durch solche Berufsauffassung die Wirtschaft und in solcher Wirtschaft der Beruf gerettet werden. Welche Bedeutung es in diesem Zusammenhange gewinnen müßte, wenn die Q u a l i t ä t s a r b e i t wieder mehr gepflegt würde, kann nach dem früher darüber Gesagten leicht verstanden werden.

Mit voller Absicht haben wir hier eine M a n n i g f a l t i g = k e i t von Mitteln zur Gesundung des Wirtschaftsdenkens angeführt, weil wir der Meinung sind, man dürfe bei diesem Heilungsprozeß natürlich nicht in denselben Fehler verfallen, der die Krankheit hervorrief, nämlich mit einem rationalen Prinzip das vielgestaltige Leben meistern und eine Gewaltkonstruktion aufrichten zu wollen.

Gelangen wir aber auf solchen Wegen zu einer neuen Wirtschaft, brauchen wir auch nicht zu bangen, ob das Sportswesen andere Formen annimmt. Denn der heutige Sport ist doch eben zum guten Teil notwendige Reaktion gegen die heutige Wirtschaft, und mit der Aenderung dieser Wirtschaft dürfte auch dieser Sport sich wesentlich ändern.

Was die W i s s e n s c h a f t angeht, so können wir uns hier im großen ganzen damit begnügen, auf ihre eigenen — schon mehrfach erwähnten. — starken Ansätze zu einer Umkehr hinzuweisen. Nur das eine sei noch besonders herausgestellt: auch hier kommt es darauf an, daß der aus dem R a h m e n d e r

¹⁾ Alfred Mann, Die deutsche Bildung und die Neuordnung der deutschen Verhältnisse. „Schlesische Schulzeitung“, Jahrgang 1918, Nr. 51 und 52. — Dieser Vortrag (den ich an manchen Punkten heut anders halten würde) gab den Anstoß zur Gründung der Breslauer Volkshochschule.

Gesamt=Seelenhaltung herausgebrochene Wissenschaftsbetrieb in ihn wieder eingebunden werden und die Wissenschaft in gründlichen methodologischen Erwägungen zu der Einsicht gelangen muß, daß Weltanschauung mehr ist als Weltbegriff. Ich hörte dieser Tage einen Vortrag, der, wie ich es ausdrückte, ein Gesicht war; d. h. er gab wirklich ein Stück Weltanschauung, zu der er wohl auch Begriffe als Instrumente des Denkens mitwirken ließ, aber so, daß er sie eben eingebunden hielt in der Gesamtschau. Ich meinte, über solch einen Vortrag ließe sich in Definitionen und Begriffen eigentlich gar nicht erschöpfend diskutieren; denn es kann allenfalls nur das, was im Begriff ist, begrifflich gefaßt werden, aber ganz Wesentliches und seine Totalität bleibt durch solche begriffliche Diskussion unerreicht. Auch die theoretische Autonomie des Begriffs hat — wie wir schon bemerkten¹⁾ — ihre Grenzen. Wo an diesen angelangt ist, darf der Begriff sich nicht zum eigenmächtigen Denkmotiv überschlagen; er muß Denkmittel bleiben.

Welche wichtige Rolle dem „Volksdenken“ hier zufällt, haben wir an anderem Orte gezeigt²⁾.

Gedanken wie die soeben entwickelten hat die Volkshochschule aufzunehmen; sie muß Stellung zu ihnen nehmen, wir müssen uns in ihr herumschlagen mit diesen Problemen der modernen Denkmotive. Wenn die Volkshochschule das tut, dann kann sie wahrhaft eine geistige Bewegung werden und dabei auch die Schäden des heutigen Bildungsbetriebes ausmerzen helfen, wie wir dies an anderen Orten schon ausführlicher gezeigt haben.

Freilich kann die Volkshochschule von sich aus nicht auf Wirtschaft und Sport und Wissenschaft unmittelbar einwirken, sie unmittelbar umbilden. Das wäre ein unsinniges Beginnen. Und die Außenstehenden würden uns überhaupt nicht anhören (wenn man meistern will, darf man nicht schulmeistern!). Es ist auch gar nicht unsere Aufgabe.

Diese ist vielmehr, in der Volkshochschule auszugehen von der geschilderten Not der gesamten Kulturlage, unter der jeder einzelne von uns leidet, die alle drückt, auch mich und dich. Die Notgemeinschaft zwingt uns zur Volkshochschul=Arbeitsgemeinschaft.

¹⁾ Seite 28.

²⁾ In dem mehrfach zitierten Vortrag: „Forderungen des Volksdenkens an den Volkshochschulunterricht“.

In ihr müssen wir zunächst miteinander aus gemeinsamer Überlegung heraus diese Not aussprechen. Damit ist schon viel gewonnen. Denn dann haben wir sie doch schon irgendwie seelisch heraus (abreagiert!) und haben sie nun auch vor uns hingelegt als wichtigsten Gegenstand unserer geistigen Arbeitsgemeinschaft und können darüber nachsinnen: was ist zu tun, damit wir wieder herauskommen aus diesem Schicksal, in das wir mit oder ohne unsere Schuld geraten sind, aus der Hölle der Perversion, der Verrücktheit und Zerrissenheit und Mechanisationssklaverei?

Ist dies unsere erste Aufgabe, so erhellt auch hier — was wir bei anderen Gelegenheiten so oft betonten, — daß man heut in der Volkshochschule das Schwergewicht nicht darauf legen kann, zu sagen: die Volkshochschule lehre dies oder das. Was gibt es denn heut eigentlich zu lehren, da „alles“ so pervertiert ist? Wir müssen erst einmal umdenken lernen!

Haben wir uns aber gewandelt im eigenen Denken, haben wir uns befreit von den Motiven der Abstraktion und der Mechanisation und des Gelddenkens, indem wir sie dialektisch aufgehoben und als Mittel in höhere Ziele einbanden, haben wir gesorgt, daß immer mehr Volksgenossen mit uns sich zu dieser Selbstbildung vereinigen, dann wird mit dem Träger der Kultur auch diese selbst wieder heil werden können.

Und wer das erstrebt, wer — um noch einmal und zum letzten mit Schiller zu reden — „die Menschheit im Menschen wieder herstellen“ will, der ist zur geistigen Arbeitsgemeinschaft in der Volkshochschule willkommen!

Alfred Mann.

Schrift, Technik, Bildung.

Wenn man die Bildung eines Volkes statistisch, also durch irgendwelche Zahlen festlegen will, so zählt man seine Analphabeten und berechnet, wieviele Analphabeten auf 1000 Erwachsene kommen, oder wenigstens auf 1000 Volksgenossen über 14 Jahre. Man sagt sich, notwendigstes Erfordernis für die Bildung eines Menschen ist dies, daß er schreiben und somit auch lesen kann, ohne dies kann von Bildung überhaupt keine Rede mehr sein. Und weil zum Schreiben das ABC gehört, und weil die alten Griechen den Lautzeichen etwas längere und voller klingende Namen

gegeben haben als wir — statt a, be sagten sie alpha, beta — darum heißt ein Mensch ohne ABC ein An=Alphabet, und er ist das Urbild des Ungebildeten. Das gebildetste Volk aber hat die wenigsten Analphabeten aufs Tausend.

Ich kann nicht behaupten, daß sich die Statistiker ihre Aufgabe, die Bildung eines Volkes durch Ziffern auszudrücken, allzuschwer gemacht hätten. Ob diese Aufgabe überhaupt zu lösen geht, ist eine Frage für sich, die ich eher mit Nein als mit Ja beantworten möchte — für so einfach jedenfalls, wie sie sich die Statistik gemacht hat, halte ich sie nicht.

Aber es ist doch so einleuchtend, daß Lesen und Schreiben Voraussetzung für alle Bildung ist! Wer nie ein Buch zur Hand nimmt, bleibt doch zeitlebens dumm, und schon die Schule muß ja zu allererst das ABC lehren, ohne das ist ihr der Weg zu allem Weiteren, zu allem Höheren verschlossen. Ja, und wie wäre denn überhaupt eine Verständigung der Menschen möglich, die nicht bei einander wohnen, wie könnten Verträge abgeschlossen werden, wie könnten Nachrichten, Vorschriften, Gesetze aufbewahrt oder rasch an alle Menschen mitgeteilt werden, ohne die Voraussetzung, daß jeder wenigstens lesen kann? Und unser ganzes hochentwickeltes Geschäftsleben mit seiner weitgehenden Korrespondenz und Reklame, unsere Politik mit ihrem exakten Nachrichten- und Zeitungsdienst, unsere Wissenschaft mit ihren Bibliotheken! Unmöglich, lesen und schreiben muß jeder können, sonst geht alles Staats- und Wirtschaftsleben, alle Wissenschaft und Dichtkunst aus dem Leime! Und man sieht es ja auch, auf wie niedriger Stufe Völker stehen, die nicht schreiben und lesen können. Sie huldigen dem elendesten Aberglauben, laufen halb oder ganz nackt herum und fressen womöglich ihre eigenen Kinder auf.

Aber schon, indem ich diese Einwände niederschreibe, durchzuckt es mich, daß ich mit dem einen oder anderen bei bestimmten Volkshochschulern kein Glück haben werde. Daß zwischen Menschen, die fern von einander wohnen, eine Verständigung nicht möglich sein sollte, entlockt jedem, der im Telephondienst steht, ein sehr entschiedenes „Nanu!“ Daß Nachrichten ohne Schrift nicht rasch an alle ergehen können, wird von jedem Rundfunkfreunde entschieden bestritten, und daß in der Reklame, wenigstens in der papiernen, nicht die Schrift, sondern das Bild das Wirksamste ist, davon kann sich jeder durch einen Blick auf die Anschlagssäulen überzeugen.

Ja, aber Briefe, Verträge, Bücher?! —

Man hat mir einmal von dem verstorbenen Professor Lummer erzählt, er habe sich für die vielen Kriegsblinden eine Verbesserung der Blindenschrift oder vielmehr einen Ersatz dafür in der Weise ausgedacht, daß jeder Blinde ein billiges Grammophon von einem Einheitsstyp bekommt, das zum Sprechen und Hören gleich gut verwendbar ist. Lummer soll sogar den ganzen Apparat schon fix und fertig erfunden haben. Mit dem könnte der Blinde dann jeden Brief auf eine dünne, aber haltbare Platte sprechen, und diese Platte könnte mit der Post wie jeder andere Brief überallhin befördert und überall abgehört werden, wo gleiche Einheitsapparate verfügbar wären.

Ob die Erfindung ausgeführt worden ist, ob überhaupt nicht die ganze Geschichte eine Erfindung ist, weiß ich nicht. Mir sind jedenfalls nie solche Einheitsgrammophone zu Gesicht gekommen. Aber einerlei, lösbar ist diese Aufgabe zweifellos, es sind schon weit schwierigere technische Aufgaben gëlöst worden. Auch unerschwinglich teuer könnte dergleichen nicht werden, wenn es erst zu einer Massenanfertigung kommen würde.

Jedenfalls ist mir, seit ich diese Geschichte gehört habe, allmählich der Gedanke aufgegangen und hat mich nicht mehr losgelassen, daß solch ein Apparat eigentlich nicht bloß für Blinde brauchbar wäre, daß er sogar, allgemein eingeführt, schließlich doch unserer Schrift und allem Schrifttum den Todesstoß versetzen müßte. Ich sah und sehe auch jetzt noch oft im Geiste ein Geschlecht, das das Schreiben und Lesen verlernt oder eigentlich überhaupt nicht mehr erlernt hat — abgesehen vielleicht von einigen Geschichtsgelehrten und Berufsschreibern, ich sah Büchereien, deren Regale Schachteln mit Grammophonplatten enthielten, die man bloß noch aus alter Überlieferung Bücher nannte, ich sah Warnungstafeln, wo ein packendes Bild die drohende Gefahr eindringlicher zeigte als jedes gedruckte Wort (die sind ja übrigens in unseren Fabrikbetrieben längst in Gebrauch), ich sah Schreibmaschinenindustrie und Buchdruckgewerbe in einem hoffnungslosen Kampf gegen eine Sprechmaschinenindustrie von ungeahntem Umfange erliegen oder noch lieber sich umstellen und sah allerhand erbauliche Bilder mehr. Manches Wenn und Aber erhob sich freilich mit bei diesem technischen Zukunftsbilde, es war aber nicht allzuschwer, alle diese Einwände zu widerlegen. Und man weiß ja doch, daß unsere technisch so unermesslich durchgebildete Menschheit, wenn sie sich erst einmal mit Eifer und Freude in einen solchen Gedanken hineingelebt hat, unüberwindliche Schwie-

rigkeiten überhaupt nicht mehr kennt. Ich kann es ruhig jedem selber überlassen, sich solche Bilder auszumalen, und ich bin überzeugt, daß die vielen technisch veranlagten und durchgebildeten Volkshochschüler die Schwierigkeiten dabei noch viel leichter entdecken und zugleich überwinden werden als ich armseliger Laie. Wer aber in Sorge um die Statistik ist, dem kann zur Beruhigung gesagt werden, daß die jährliche Erzeugung von Sprechmaschinen auf 1000 Erwachsene für die Bildung eines Volkes eine Vergleichsziffer von genau derselben rührenden Oberflächlichkeit abgeben könnte wie heute das Promille Analphabeten.

So oft ich nun in irgend einem Kreise solche Gedanken laut werden ließ, erfuhr ich in den meisten Fällen aber sehr empörte Ablehnung. Man hat sich meist ganz gefühlsmäßig dagegen aufgelehnt, sprach mit einem auffallenden Aufwand von Entrüstung davon, daß unser ohnehin schon unerträglich mechanisiertes Leben noch völlig zur Maschine werden würde, und war unermüdlich im Erfinden von lächerlichen Beispielen, in denen gezeigt wurde, wie auch der letzte Rest gemütvollen Zaubers aus unserem ohnehin öden Leben verschwinden würde. Ich kann also die weitere Erfindung solcher Beispiele wieder ohne Sorge diesmal dem gemütvolleren Teile unserer Volkshochschule überlassen.

Mir waren auch diese Einwände nicht neu, denn sie waren mir anfangs selber aufgestiegen. Da mich aber einmal ein Vater die Stimme seiner Tochter hatte hören lassen, die er vor 12 Jahren aufgenommen hatte, als sie noch ein vierjähriges Kind gewesen war, machten diese Einwände nicht allzugroßen Eindruck auf mich. Denn mich hat damals dieses lebendige Zeichen aus verschollener Kindheit tiefer ergriffen, als die meisten Schriftproben der Vergangenheit.

Ich glaubte aber aus all den leidenschaftlichen und doch schließlich leichtwiegenden Einwänden zu erkennen, daß ich bei meinen Bekannten auf eine wunde Stelle gestoßen war. Es mag schließlich niemand gern alteingewurzelte Gewohnheiten aufgeben, selbst der Säufer nicht, der doch genau weiß, daß er sich zu Tode säuft. Wer da plötzlich solche Ausblicke kriegt, die in ihm das dunkle Gefühl hervorrufen, es müßten etwa liebe Gewohnheiten, namentlich Denkgewohnheiten aufgegeben werden, die von Kindheit an geübt worden sind, der gerät in deutliche Unruhe und ist mit Einwänden hurtig bei der Hand, die ihm seine innere Ruhe wiedergeben.

Es ist in der Tat, als ob man den Boden unter den Füßen wanken fühlte, wenn man erkennt, daß die Schrift ein Verstän-

digungs- und Erinnerungsmittel ist, das an Zweckmäßigkeit, Sicherheit und Vielseitigkeit unseren sonstigen Erfindungen in keiner Weise mehr gleichkommt. Und daß innerhalb unseres vielgestaltigen Lebens solche schwerfälligen Einrichtungen eigentlich gar keine Daseinsberechtigung mehr haben. Es ist, wie mir einmal ein Wagenbauer sagte, in dieser Hinsicht (und übrigens in mancher anderen auch) mit unserer Zeit so, als ob ein Automobil auf Holzrädern liefe. Man wundert sich bloß, daß sie nicht schon längst zerplatzt sind. Aber zähe Gewohnheit ist ein haltbarer Reifen. —

Ich kann mir nicht denken, daß solche Gedanken und Träume wie ich sie hier wiedergebe, in mir allein entstehen. Schon die starke Ablehnung, die sie gelegentlich erfahren haben, sagt mir das. Nur Gleichgültigkeit gegen einen Gedanken zeigt ja, daß er im anderen noch kein Leben hat. Ich möchte eher glauben, daß dergleichen heute in der Luft liegt, und daß sehr viele Menschen ebenso denken wie ich. Es denkt eben in uns. Und deswegen wäre ich dankbar für jede Art Mitteilung und Kundgebung, und sollte sie sich auch in den heftigsten Vorwürfen äußern. Meine Anschrift findet jeder am Schluß dieses Heftes. —

„Da hätten wir ja wieder mal eine Phantasterei, wie sie heute in jeder illustrierten Technik zu lesen ist! Mit der Zeit liest man sich so was über, es ist eben die hölzerne und eigentlich doch unfruchtbare Dichtung wildgewordener Ingenieure, die lieber bei ihrem Handwerk bleiben sollten. Wahre Dichtkunst schafft andere Welten.“ Ach nein, lieber Ästhet, wir wollen ja gar nicht dichten, wir wollen fördern und helfen. Ich bin ja auch gar nicht mal Ingenieur, ich bin bloß Schulmeister. Und als solcher muß ich jahraus jahrein mit ansehen, womöglich mit Hand anlegen, daß zahllose muntere und geweckte Büblein und Mägdlein allmählich stumpfer werden, weil ihre Geister an tiefsinnigen Problemen zugrunde gehen, wie etwa dieses, warum man „abends“ klein und „des Abends“ groß schreibt, oder Saal, Tal, Zahl verschieden schreiben muß. Als neulich Kinder eines Freundes einen Weihnachtsgruß an uns mit der Briefaufschrift „an Fokz“ versahen, konnte er ihnen auf keine Weise erklären, daß das falsch ist. Das erkläre auch mal einer! Es ist nämlich lautlich völlig richtig, wenn nicht gar richtiger als „Vogt's“, und das Sprachgesetz (nicht Schreibgesetz, meine Herren!), daß wir Deutschen in solchen Fällen bei der Mehrzahl einen S=Laut (bitte: Laut, nicht Buchstaben!) anhängen, wird davon in keiner Weise berührt. Mit solchem Unfug zerbrechen nicht die Kinder sich die Köpfe, w i r

zerbrechen sie ihnen, und zwar in einem sehr wörtlichen Sinne, daß einem das Herz stille steht, wenn man solcher gewohnheitsmäßigen Verbrechen einmal wirklich inne wird. Und wenn solch ein Kind, an seinem Seelchen und nicht selten auch am Leibe zerbrochen, endlich weiß, daß „man“ Vogts und nicht Fokz schreibt, kommt es sich wer weiß wie erhaben vor über die andern, die das nicht begriffen haben, und macht das, weil es über all den Anstrengungen inzwischen ja auch herangewachsen ist, zu einem Kennzeichen für die eigne Bildung und für die Unbildung der anderen.

Und das alles könnte man mit der Sprechmaschine ungütig machen, die könnte Millionen Kinderseelen gesund und frisch erhalten, allein indem sie unsere herrliche „Recht“-Schreibung vernichtete! Und wieviel Zeit würde frei, in der die Kinder uns Erwachsene nach den Wundern dieser Welt um uns und in uns fragen könnten, und wir mit ihnen zusammen uns über ein gut Stück dieser Welt klarer werden könnten (wenn wir nicht etwa so blödsinnig sind, diese gewonnene Zeit gleich geschäftig mit neuen Lehrplanstoffen zu füllen)!

Donnerwetter, wenn solche Dichtung Wahrheit würde, das wäre wahrhaftig mehr wert als alle Dichtung, die Dichtung bleibt!

Da wäre dann also wohl gar Analphabetentum eher ein Zeichen für Bildung?? Au verdammt, jetzt habe ich aber Christen und Heiden, Kapitalisten und Kommunisten, Gebildete und Gebildete gleichermaßen auf die heiligsten Hühneraugen getreten. Es ist höchste Zeit, daß ich verdufte. Ich empfehle mich bestens.

Walther Vogt.

Das Volkshochschulheim Dreißigacker bei Meiningen in Thüringen.

Die Gründe, die den Volkshochschüler zur Volkshochschule treiben können, sind mancherlei Art. Der eine kommt aus Eitelkeit, der andere aus Wissensdrang, der will sich durch die Volkshochschule in seinem Berufe vorwärtsbringen, jener sucht in ihr ein Sprungbrett für einen Berufswechsel. Aber alle diese werden meist enttäuscht und gehen, wie sie gekommen sind, bald von dannen. Der Stamm aber der Hörer unserer Volkshochschulen, der ihnen treu bleibt, ist von anderem Schlage, sucht ganz anderes in ihr. Die Hörer, die wir in den städtischen Volkshochschulen jahrelang immer wiederkehren sehen, das sind Stille im Lande,

die ihre Berufsarbeit ohne Zaudern und Wanken zwar tun, die aber das Gefühl einer inneren Leere in ihr nicht los werden. Sie lesen mit Wehmut in der Geschichte, wie einst der Handwerker das Werk seiner Hände besah, wenn es der Vollendung sich näherte, wie er schmunzelnd dachte: Siehe, es ist gut. Sie beneiden ihre Vorfahren um solche damals noch mögliche Arbeitsgesinnung, seufzend ob ihrer eigenen arbeitsteiligen Arbeitsverfassung, die ihnen zur Pflicht macht, das Teilchen vom Teile des Ganzen in tausenden von Stücken herzustellen, oft ohne zu ahnen, was denn das Ganze werde, wer es gebrauchen wird, wohin es geht. Das sind Menschen, in denen die uralten Fragen des Wohin, Woher und Wozu noch lebendig sind, auf welche ihnen unsere heutige, surrende, knirschende, rädernde, Erfolg auf Erfolg türmende Welt keine Antwort gibt. In der Volkshochschule suchen sie den Sinn, den ihnen das Leben draußen nicht zu offenbaren vermag, in ihr finden sie Besinnung, die im Hetzen und Jagen des Alltages unmöglich geworden ist mit seinem Drängen nach Neuem, Aller-neuem, mit seiner zerrüttenden Unrast. Sie suchen und finden jene Besinnung in einigen Abendstunden nach hartem Arbeitstage, und sie nehmen die letzten Kräfte zusammen, halten mit Anstrengung die müden Augen offen, sehen und lauschen, ob nicht irgendwo aus den Worten des Lehrers, und sei es zwischen den Zeilen, von jenem Sinne die Rede ist, nach dem sie sich sehnen. Und wenn etwas davon an ihr Ohr und ihre Seele drang an dem Abend, dann gehen sie am Morgen mit frischen Kräften an ihre alltägliche Arbeit.

Es ist rührend und bewunderungswürdig, was diese Menschen an letzter menschlicher Energie aufbringen, um den Menschen im Menschen zu retten, und mancher wird müde, fällt ab und betäubt seine suchende Seele im Genuß, im Lautsein der Großstadt, mancher vielleicht vermag diesem oder jenem Lehrer nicht zu folgen, wird von ihm nicht so verstanden, wie es bei größerer längerer menschlicher Fühlung möglich gewesen wäre, und geht verloren, geht unter im Getöse des Betriebs, im Gezänk der Parteien, im Lärm des Sports.

Mancher besonders von den Jüngeren trägt eine stille Sehnsucht im Herzen. Er möchte einmal, einmal nur in seinem Leben, Ferien vom Getriebe des Alltags haben, sagen wir sechs, sagen wir vier Wochen, so wie die Studenten mehrere Jahre. Er möchte einmal ohne Sorge um den Wochenlohn, ohne ermüdenden Arbeitstag auf kurze Zeit frei sein als Mensch, um sich auf seines Wesens

Kern zu besinnen, um über manches in Ruhe nachzudenken, was ihm das Leben zu denken aufgab, einmal Kraft und Zeit haben, ein Buch zu lesen, ohne daß ihm die Augen zufallen, einmal — es ist ihm seit seinem 14. Jahre nicht mehr vorgekommen — einen Menschen, einen gereiften Menschen haben, mit dem er rückhaltlos offen, vertrauensvoll Dinge besprechen kann, die er vor der Welt in sich verschließt. Er möchte auch einmal — nicht nur in Unterrichtsstunden — mit Gleichgesinnten zusammensein, die nicht über ihn lachen, wie die Arbeitskollegen in der Werkstatt oder im Büro, er möchte jung sein, mit einem Worte, eine Atempause des Lebens haben, in der er sich und die Welt zu erkennen strebt. Er würde die Zeit wahrlich benützen, er würde es anders machen als so viele Studenten mit ihren Mützen und Bändern, jede Minute würde er nützen — aber die Fabrikglocke tönt. O, er wollte nach solcher Zeit ehrlich wieder seiner Hände Arbeit tun und die Feierabende so brauchen, um menschenwürdig ein Leben zu führen, das dem Leben nicht fremd, aber dem Geiste nahe ist. Aber die Fabrikglocke tönt.

Solchen Sehnsüchtigen sei gesagt: Es gibt eine Stelle in Deutschland, die euren Traum erfüllt, nicht für vier Wochen, sondern für vier Monate, und jedem von euch ist es möglich, dahin zu gelangen. Diese Stelle ist das Volkshochschulheim Dreißigacker bei Meiningen in Thüringen.

Es ist ein geräumiges, schönes Haus, ein altes Jagdschloß, 460 Meter hoch auf einer Vorhöhe der Rhön am Rande des Werratales. Von seinen Fenstern blickt das Auge auf die Kette des Thüringer Waldes und die Berge der Rhön. Seine breiten Kastanien- und Lindenallee läuft aus seinen Gärten und Feldern dem Walde zu.

In diesem Hause versammeln sich jährlich zweimal am 1. März und am 15. August immer 30 junge Menschen im Alter von 20 bis 30 Jahren, bei denen nur Volksschulbildung vorausgesetzt wird, versammeln sich, um zu zweien oder vierten in den ebenso einfachen wie hübschen Zimmern Wohnung zu nehmen und vier Monate hindurch mit einander und mit zwei Lehrern, einem Volkswirt und Staatswissenschaftler und einem Philosophen und Kunstverständigen zusammen zu leben und zu arbeiten. Sie sind ledig aller Sorgen, die sie hinter sich ließen. Sie wurden schon ein Jahr oder ein halbes Jahr vorher aufgenommen und zahlten ihr Schulgeld, 40 Tagelöhne je nach Verdienst, in wöchentlichen Raten in die Heimkasse, wofür sie nun Wohnung, Kost, Licht, Heizung

und Unterricht samt Bücherei und Zeitungen haben. Da Bücheranschaffungen nicht nötig sind und Wäsche und Kleidung in der ländlichen Einsamkeit nicht viel Mammon fordern, sind sie wirklich sorgenfrei.

Am Morgen nach der Ankunft versammeln sie sich mit ihren Lehrern um den großen Tisch der Bücherei, die als Unterrichtsraum dient (Kathedr und Bänke gibt es in dieser Schule nicht), und werden gefragt, wo sie geistig der Schuh drückt. Jeder von den Dreißig kann nun mündlich oder schriftlich die Fragen nennen, die ihm im Leben am meisten zu schaffen machten und deren Behandlung er sich innerhalb der vier Monate wünscht. Die Fragen werden aufgeschrieben, und während die Schüler sich's auf ihren Stuben wohnlich machen oder im Garten und auf dem Felde und im Stalle erste Umschau halten, machen die beiden Lehrer aus den Fragen und mancher nötigen Zutat einen Lehrplan, der am 2. Morgen nochmals feilend und ändernd mit den Schülern durchgesprochen wird und immer ergänzbar bleibt.

Dann beginnt der Unterricht. Morgens von 8 bis 9 Uhr ist eine Lesestunde, in der einer der Lehrer eine Dichtung oder einen wissenschaftlichen Aufsatz vorliest, der mit dem folgenden Unterricht in Zusammenhang steht oder gar die Grundlage für ihn gibt. Dann ist von 9 bis 12 oder $\frac{1}{2}$ 1 Uhr Unterricht, meist in Volkswirtschaft, Staatswissenschaft, soziologischen Fragen, Weltanschauung und religiösen Fragen, in Erziehungslehre für künftige Eltern, in Kunstbetrachtung und Kulturgeschichte. Für die Naturwissenschaften werden, soweit Bedürfnis nach ihnen vorhanden ist, Gastlehrer herangezogen.

Der Unterricht im Volkshochschulheim Dreißigacker hat zwei Eigenheiten. Die eine ist die, daß im allgemeinen keine großen Vorträge von den Lehrern gehalten werden. Man setzt sich vielmehr zwanglos um den schon erwähnten großen Tisch herum und bespricht Fragen, zu denen nicht nur der Lehrer aus dem, was er gelernt hat, einiges zu sagen weiß, sondern auch die ja erwachsenen Schüler auf Grund ihrer verschiedenen Lebenserfahrungen in den verschiedensten Berufen, in den verschiedensten Gauen Deutschlands, in denen sie zu Hause sind. Daraus ergibt sich denn das, was wir ein Rundgespräch nennen, in dem es durchaus nicht gesagt ist, daß der Lehrer immer der zuletzt Rechtbehaltende sein muß.

Mit dieser Rundgesprächsform hängt auch die zweite Eigenart des Heimunterrichts zusammen. Jeder darf unbeirrt seine

Ueberzeugung aussprechen, wenn er sie begründet, und wird damit unweigerlich ernst genommen, und keiner wird zu irgend einer Stellungnahme, sei es politisch, weltanschaulich oder religiös, gedrängt. Zum Schlusse des Rundgespräches sollen nicht etwa alle Schüler unbedingt die Meinung des Lehrers über die in Rede stehende Frage zu ihrer Ueberzeugung gemacht haben, sondern jeder soll über seine Meinung Klarheit gewinnen. Die Lehrer des Heimes sind nämlich der Ueberzeugung, daß es sehr viele Fragen gibt, über die Menschen von verschiedener Gewachsenheit, von verschiedener weltanschaulicher, religiöser oder politischer Grundhaltung sehr wohl verschieden denken können, ohne sich die Köpfe einzuschlagen. Nur eines verlangen die Lehrer und Schüler gegenseitig, und die Schüler untereinander und von einander: daß jeder die andere ehrliche Grundauffassung achte. Niemand wird ob einer anderen Denkart für einen Lump oder Dummkopf gehalten, sondern für einen Menschen, der von anderen Grundlagen aus, die er sich nicht gab, sondern die in ihm wurden, richtig und folgerichtig, ehrlich denkend zu anderer Ueberzeugung kam. Nur Denkfehler, Schlagwörter, Disputierschliche und dergleichen werden natürlich bekämpft. Das Volkshochschulheim Dreißigacker bezeichnet sich deshalb als neutral und unterscheidet sich dadurch als einziges derartiges Heim in Deutschland von all den ähnlichen, die sich einer bestimmten Richtung politischer, weltanschaulicher oder religiöser Art verbunden fühlen. Neutral, das soll nicht heißen, daß die Lehrer dieser Schule keine feste Meinung hätten, daß „Relativismus“ gezüchtet würde, sondern soll nur jene Achtung vor der anderen Meinung umschreiben und dem Glauben Ausdruck verleihen, daß erwachsene Menschen am besten so gebildet werden, daß man sie lehrt, ihre Auffassung selbst zu bilden.

Jene dreißig jungen Menschen sind aber, wie wir sagten, nicht nur um des Unterrichtes willen zusammen, der sehr anstrengt und mit dem es deshalb im allgemeinen am Vormittag genug ist. Sie leben auch gemeinsam in einer Gemeinschaft. In einer Gemeinschaft leben, heißt nun dem Dreißigackerer nicht irgend ein weichliches „Machen in Gemeinschaft“, sondern heißt einfach gemeinsam leben. Lehrer und Schüler essen nach dem Unterricht gemeinsam im Speisesaal an sieben Tischen, wobei die Lehrer und das Hauspersonal, die ersteren täglich, das letztere wöchentlich die Plätze wechseln, damit sich alles ordentlich kennen lernt. Dann ist nach Tisch zwei

Stunden sogenannte „Gruppenarbeit“, in der die Schüler teilweise in Selbstbedienung in Haus und Küche das Ihre tun, teilweise dem Gärtner im Garten und auf dem Felde helfen. Auf diese zweistündige Arbeit ist das Heim zu seiner Selbsterhaltung angewiesen, da es mit dem geringen Schulgeld allein die Schüler natürlich nicht ernähren kann und dringend der Ernte seines 17½ Morgen großen Landes bedarf. Nach der Vesper haben die Schüler dann Zeit zur eigenen geistigen Arbeit unter Benutzung der Bücherei von 5—7 Uhr und gewöhnlich nach dem Essen unbegrenzt, wenn nicht ein Musik- oder Lichtbilderabend oder eine gesellige Veranstaltung den Abend anders belegt. Diese Zeit des Nachmittags und des Abends dient aber auch dem Spaziergang nach freier Wahl oder auch dem persönlichen Verkehr der Schüler untereinander und der Schüler mit den Lehrern. Man sieht die Lehrer auf einer Schülerstube sitzen, die Diskussion des Vormittags, die Unklarheiten ließ, weiterführend, Fragen beantwortend, bei der Privatarbeit helfend, man sieht auch Schüler in die Lehrerwohnungen gehen, wo sie mit einem der Lehrer persönliche Schmerzen unter vier Augen besprechen. Kurz: man lebt zusammen. Man lebt in einer kleinen Gesellschaft von etwa 50 Köpfen, Sorge und Freude teilend, setzt sich in solcher Gemeinschaft als Einzelner durch, nimmt Rücksicht auf einander, ordnet sich dem Ganzen unter und prägt diesem doch auch wieder den Stempel seiner Persönlichkeit auf. Daß es dabei zu Reibungen kommt, ist selbstverständlich. Da sind einige, die sich auf ihrer Stube nicht recht vertragen können, dort ist einer mit dem Essen nicht zufrieden (eine Köchin für 50 Leute kann unmöglich nach dem Geschmacke aller einzelnen kochen), da fühlt jemand sich durch das Musizieren eines anderen gestört, ein Buch aus der Bücherei ist nicht ins Ausleihheft eingetragen, und was solcher Dinge mehr sind. Wie in jeder Gesellschaft gibt es auch in der des Heimes Schwierigkeiten. Damit aber solche nicht zu dauernden Auseinandersetzungen führen und damit vor allem die Lehrer nicht autoritativ eingreifen müssen, sondern damit die Schüler praktisch lernen, wie schwer die Ordnung auch unter einer kleinen Schar aufrecht zu erhalten ist, deshalb herrscht im Volkshochschulheim Dreißigacker volle Selbstverwaltung. Die Organe desselben sind ein dreiköpfiger gewählter Schülerrat als eine Art Heimregierung neben dem Leiter als so eine Art Präsidenten und das Hausparlament, welches jeden Sonnabend unter Leitung des

Schülerrates tagt und über alle Schwierigkeiten letztinstanzlich entscheidet.

Dem Hausparlament gehören alle Schüler, eine Vertretung der Kanzlei und der Küche an. Die Lehrer haben in ihm nur beratende Stimme; nur für den Fall, daß ein Beschluß des Hausparlaments den Bestand des Heimes ernstlich gefährdet, hat sich der Leiter ein Einspruchrecht vorbehalten. Auf diese Weise ist das Gelingen des Gemeinschaftslebens jedem einzelnen Hausgenossen auf die Seele gelegt und vor allem vermieden, daß das Vertrauensverhältnis zwischen Schülern und Lehrern durch eine autoritative Stellung der letzteren durch Moralpredigt, Strafe, Zwang oder dergleichen irgendwie gestört wird.

Nach dem Kurse gehen die Schüler in der Regel in ihre früheren Berufe zurück, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, die — hochbefähigt und bei der Berufswahl des Vierzehnjährigen an die falsche Stelle geraten — andere Wege gehen. Die meisten aber stehen wieder an ihren Plätzen und werden oft vermöge ihres weiteren Blickes, ihrer Fähigkeit, eine Frage selbständig zu durchdenken, geistiger Mittelpunkt eines kleinen oder größeren Kreises, dem sie, das in Dreißigacker Aufgenommene weitertragend, wegweisender Halt sind. Auch an städtischen Volkshochschulen sind sie oft wertvolle Stütze als Helfer sowohl als auch als Teilnehmer an Arbeitsgemeinschaften, da sie gewöhnt sind, in freier Rede aus sich herauszugehen, Probleme sehen und spüren, worauf es bei der Durcharbeitung unterrichtlicher Fragen ankommt, weil sie gewöhnt sind, Widerspruch zu vertragen und ihre Meinung zu begründen, weil sie vom Schlagwort zur Sache gehen. Auch für sich selbst haben sie gewonnen. Sie sind vom Jüngling zum Manne gereift, haben ihren Standpunkt gefunden oder die Fähigkeiten geschult, die zu ihnen führen können.

Die arbeitsteilige Arbeit wird ihnen gewiß nicht leichter als vorher, aber sie haben sie begriffen als ein Schicksal des Europas des 20. Jahrhunderts, als ein nicht mehr bloß persönliches Schicksal, sie sehen auch wenigstens den volkswirtschaftlichen Zusammenhang ihrer Teilarbeit mit dem Ganzen der Produktion. Den Genüssen der Menge (Kino usw.) stehen sie ferner als je, dafür sind ihnen manche Dinge vertraut, die hohe Freude gewähren. Zum guten Buche haben sie ein warmes Verhältnis, zur Musik, zur Bühne ein höheres als die meisten. Daß mancher in solcher neuen Lebensform vorerst an der Einsamkeit der Besten leidet,

ist gewiß, nur daß unsere Arbeit immer weitere Kreise zieht, wirkt ihm entgegen. —

Wie steht es um den Weg nach Dreißigacker (und vom Sommer 1926 ab können wir hinzufügen: nach Sachsenburg bei Chemnitz in Sachsen, wo ein gleiches Heim errichtet wird)? Äußerlich ist es sehr einfach: man bittet die Heimleitung um Zusendung eines Prospektes. Darin ist alles über die Art der Bewerbung gesagt. Wirtschaftlich ist es manchem heute schwer, die 40 Tagelöhne aufzubringen. Da können Jugendgruppen helfen, die zusammenschließen, so daß jedes Mitglied derselben ein bis zwei Tagelöhne einem Würdigen zur Verfügung stellt mit der Anwartschaft darauf, daß später Gleiches mit Gleichem vergolten wird. Das ist besser als Betteln bei Behörden, Organisationen oder dergl. Der Weg — innerlich — wird durch diesen Aufsatz gewiesen! Wer freie Selbstentscheidung fürchtet, wer lieber als Herdentier dahintrottet, der gehe den Weg nach Dreißigacker nicht; wer aber klaren Auges selbstsuchend das Ich und die Welt umfassen will, versuchen will, sie zum umfassen, der gehe den Weg nach Dreißigacker!

Eduard Weitsch.

Die für die Volksbildungsarbeit wichtigen besonderen Verhältnisse Schlesiens. (Hauptteil eines auf dem 19. staatlichen Lehrgang für Volksbildner¹⁾ in Schreiberhau gehaltenen Vortrages.)

Die Arbeit der Volksbildung darf, wenn sie wirklich fruchtbar sein soll, nicht frei in der Luft schweben sondern muß bodenständig sein. Die besonderen Verhältnisse des Landes müssen ihre Art und ihren Verlauf mitbestimmen. Daher wird sie anders in Schlesien sein als etwa in Brandenburg, Schleswig-Holstein oder Württemberg.

Schlesien ist **Kolonialland** wie ein großer Teil unseres deutschen Vaterlandes. Im 13. und 14. Jahrhundert ist diese gewaltige Kolonisierungsarbeit geleistet worden. 1350 war sie größtenteils vollendet. In zahlreichen und starken Zügen kamen die Einwohner aus dem thüringischen Franken, gründeten hier zahlreiche Städte und Dörfer und gaben dem kommenden Geschlecht für alle Zeiten sein Gepräge. Die polnische — meist dünn wohnende — Urbevölkerung wurde vernichtet, verdrängt

¹⁾ Vgl. die Berichte auf Seite 70 ff. im vorigen Jahrgange dieser Blätter.

oder aufgesogen. So wuchs ein Mischvolk heran, wie es noch heute besteht, von dem Gustav Freytag sagt: „Die Schlesier von deutscher Abstammung sind ein lebhaftes Volk von gutmütigster Art, heitrem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und nicht vorzugsweise sorgfältig, von einer unübertrefflichen Schwungkraft, aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht ebenso eilig bei der Tat, mit einem weichen Gemüt, sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen und auf sich wirken zu lassen und doch mit nüchternem Urteil, das ihnen die Gefahr verringert, das eigene Wesen aufzuopfern. Beim Genuß heitrer, ja poetischer als die meisten anderen Stämme, aber in ihrem idealen Leben vielleicht ohne die Größe gewaltiger Volksnaturen.“

Dieser so gewordene deutsche Stamm hat seit fast 600 Jahren eine überaus interessante wechselvolle Geschichte erlebt und über sich ergehen lassen müssen, wie kaum ein anderer deutscher Stamm.

Von Polen wurde er schon während der Hohenstaufenzeit frei und ist diesem Reich dann niemals mehr untertan gewesen. Unter polnischen Piastenfürsten stehend, durch Teilungen immer wieder zersplittert und geschwächt, mußte er die Stürme der furchtbaren Hussitenzeit erleben. Ihn erschütterten Reformation und Gegenreformation aufs tiefste. Das Elend des dreißigjährigen und des siebenjährigen Krieges mußte er bis zur Neige auskosten. Die Kosten der Befreiung Preußens vom französischen Joch vor mehr als hundert Jahren hat er getragen wie kein anderer deutscher Volksteil.

Das jetzige Schlesien ist aus mehreren Teilen allmählich zusammengewachsen. Noch im 19. Jahrhundert ist die Oberlausitz dazugekommen. Und wie völlig verschieden sind diese Teile! Hier die niederschlesische Ebene, dort das Glatzer Gebirgsland, hier der Sand der Oderufer, dort der fette Boden von Liegnitz, Jauer und Striegau.

Diesem Lande ist eine besondere Eigenart dadurch aufgeprägt, daß es ein ganz ausgesprochenes Grenzland ist.

Halten wir uns das Bild Schlesiens vor Augen, so sehen wir, daß die Gesamtprovinz wie ein Arm in fremdes Land hineinragt: auf der einen Seite die Tschechoslowakei, auf der anderen Seite Polen, beides slawische Länder, die Schlesien als einen Fremd-

körper empfinden. Es ist daher von ihrem Standpunkt aus erklärlich, wenn sie versuchen, sei es mit Gewalt, sei es mit friedlichen Mitteln, dieses Hindernis der Verbrüderung zwischen Prag und Warschau zu beseitigen. Dabei ist heute die Lage der Provinz ganz anders als vor dem Kriege. Alles hat sich wesentlich zu Ungunsten Schlesiens verschoben. Damals war ganz Schlesien eine Einheit, jetzt ist das verkleinerte Land in zwei Provinzen geteilt. Dann aber vor allen Dingen: das Verhältnis zu den umliegenden Landschaften hat sich ganz verändert. Posen gehörte damals zu Preußen, war deutsches Land. Im Süden grenzte das eng befreundete Österreich an. Heute ist die 200 km lange Grenze gegen Polen ohne irgendwelche natürliche Bestimmtheit. Schwere wirtschaftliche und nationale Schädigungen sind die unausbleiblichen Folgen dieser bedauernswerten Veränderungen gewesen.

In Oberschlesien haben ja auch diese Bestrebungen mit Hilfe des Feindbundes unter gekünstelter Abstimmung zur Lostrennung der wertvollsten Teile des Industriegebietes geführt. Doch sind hiermit die allslavischen Ansprüche nicht befriedigt. Die Tschechoslowakei richtete lange Zeit ihr Augenmerk auf die Grafschaft Glatz, das Waldenburg-Neuroder Kohlenrevier und das ganze Riesengebirge. Die polnischen Heißsporne sahen sich bereits in Breslau und Glogau einrücken und womöglich in Liegnitz oder Sagan den tschechischen Brüdern zwecks Abschnürung Schlesiens vom Reiche die Hand reichen. Daß der Verwirklichung dieser oder ähnlicher Pläne der Boden entzogen wird, muß Aufgabe unentwegter Arbeit an der Förderung der deutschen Kultur in den gefährdeten Gebieten sein.

Es seien zunächst noch einige Worte über die polnische Beeinflussung gesagt. Sie macht sich in sehr verschiedener Weise geltend. Am wenigsten im Bezirk Liegnitz. Grenzt doch dieser Bezirk nur auf einer Strecke von etwa 7 km an die Republik Polen. Infolgedessen bestehen auch irgendwelche nennenswerte Beziehungen zwischen Preußen und dem Gebiete jenseits der polnischen Grenze hier nicht. Angesessene polnische Bevölkerung ist im Bezirk Liegnitz kaum vorhanden, nur die leider immer wieder herbeigeholten polnischen Landarbeiter sind eine unerfreuliche Beigabe; im Jahre 1924 wurden amtlich von ihnen 2576 gezählt, und für das Jahr 1925 sollen im Bereich der Landwirtschaftskammer Breslau 13 000 vorhanden sein. Im Regierungsbezirk Breslau und ganz besonders in Oberschlesien steht es viel schwieriger. Es ist bekannt, wie man hier von Polen aus immer

von neuem mit rastlosem Eifer versucht, die unsinnigsten Bedingungen der verschiedenen Verträge für sich auszunutzen. Wenn nun auch schließlich nicht zu verkennen ist, daß die tieferstehende polnische Kultur für die Deutschen gar keine und für manchen in Deutschland wohnenden Polen keine große Anziehungskraft besitzt, so dürfen doch im gesamten Grenzlande Schlesiens die Hände nicht in den Schoß gelegt werden, sondern es gilt, in der H ü t u n g d e u t s c h e r K u l t u r unermüdlich tätig zu sein.

Die Grenze gegen die T s c h e c h o s l o w a k e i ist durch die Sudeten geschützt. Vor dem Kriege haben bekanntlich zu den angrenzenden Teilen Böhmens die besten freundnachbarlichen Beziehungen bestanden, die sich besonders aus der jahrhundertelangen politischen Zusammengehörigkeit von Schlesien und Böhmen erklären. Dazu kommt, daß an dem Rande Böhmens ein kerndeutsches Geschlecht wohnt, das viele verwandtschaftliche und wirtschaftliche Bande mit Schlesien verknüpft. Auf der ganzen weiten Strecke der schlesisch-tschechischen Grenze wandern täglich zahlreiche deutsche Arbeiter zu ihrer Arbeitsstätte in der Tschechoslowakei. Noch mehr tschechoslowakische Arbeiter sind bei uns tätig. Mir stehen nur für den Bezirk Liegnitz die Zahlen zur Verfügung. Die tschechischen Arbeiter sind für diesen Bezirk als Facharbeiter in der Glasindustrie nicht zu entbehren. Im Jahre 1924 wohnten im Bezirk Liegnitz 12 500 tschechoslowakische Staatsangehörige, davon im Kreise Landeshut rund 4000, in Hirschberg (Stadt und Land) rund 2600, in Lauban 1000, in Görlitz (Stadt) 1500. Viele von ihnen sind durchaus friedliche Menschen, die ihrem Erwerbe nachgehen und sich um Verhältnisse der Politik nicht kümmern. Anders ist es da, wo sie in tschechischen Vereinen zusammengeschlossen sind. Dann halten sie tschechische Sprache und Sitten aufrecht und suchen eifrig ihren Nachwuchs in tschechischslowakischem Geiste zu erhalten. Unfreundlichkeit gegen deutsches Volkstum ist fast immer die Folge.

Besonders gespannt wurde das Verhältnis zur Tschechoslowakei während der Inflationszeit. Ich will hier nicht darauf hinweisen, daß zeitweise tatsächlich ernsthaft mit einem Überfall durch bewaffnete Banden gerechnet werden mußte. Schlimmer war, daß Schlesien damals von tschechischen Aufkäufern überschwemmt wurde. Harmlos war es noch, wenn die Tschechen sich bei uns neu einkleideten und mit wundervollen Lederkoffern, für die sie anscheinend eine besondere Vorliebe hatten, zurückkehrten. Bedenklicher waren die Ankäufe von Häusern. Dabei war die

Beobachtung auffallend, daß sie es besonders auf Gastwirtschaften abgesehen hatten. Wohl eine gut überlegte Vorbereitung auf eine Tschechisierung der schlesischen Randteile, da ja bekanntlich auf dem Lande der Gastwirt einen großen politischen und wirtschaftlichen Einfluß hat. Diese Gefahren sind mit der Festigung der Währung verschwunden. Der größte Teil des tschechischen Hausbesitzes ist wieder in deutsche Hände zurückgegangen. Trotzdem besteht die Gefahr einer Tschechisierung der preußischen Grenzgebiete nach wie vor. Bekanntlich arbeitet die tschechoslowakische Regierung mit allen Mitteln an der Tschechisierung ihrer Grenzgebiete. Daher führt sie hier den Schulkampf mit rücksichtsloser Entschlossenheit. Über 700 deutsche Schulen sind hier im Laufe der letzten Jahre aufgehoben und an ihre Stellen tschechische Schulen gesetzt worden. Damit hofft man, dem Deutschtum der Grenzgebiete einen unheilbaren Schlag zu versetzen; und das mit Recht, denn die deutsche Schule ist noch überall die feste Burg deutschen Wesens, Glaubens und deutscher Sitte gewesen. Hat die tschechische Regierung erst einmal dieses Ziel erreicht, dem sie mit Riesenschritten näher kommt, so wird sie sicher auch versuchen, ihre Bestrebungen auf die preußischen Grenzgebiete auszudehnen. Auch an der tschechischen Grenze muß daher mit allen Mitteln (besonders der Volksbildung) die deutsche Kultur gestärkt werden.

Es sei hier noch ein dritter slawischer Volksstamm erwähnt, der in den Bezirk Liegnitz hineinragt. Ich meine die Wenden oder Sorben, die in den ältesten Zeiten das ganze Gebiet zwischen Saale, Bober und Havel bewohnten, aber allmählich immer mehr zusammenschmolzen. Sie haben noch heute ihre eigene slawische Sprache und verteilen sich auf die Niederlausitz (insbesondere den Spreewald), die preußische Oberlausitz (Kreis Hoyerswerda und einen Teil des Kreises Rothenburg) und die sächsische Oberlausitz (Kreishauptmannschaft Bautzen). Sie geben selbst ihre Zahl auf 200 000 an, doch dürften es in Wirklichkeit kaum mehr als 100 000 sein. Zum Bezirk Liegnitz gehören noch nicht 30 000. Interessant ist dabei, daß sie bei der Reichstagswahl am 4. Mai 1924 überhaupt nur 2555 wendische Stimmen abgaben. Es beweist, daß ihre Masse den wendischen Interessen wenig Aufmerksamkeit zuwendet. Die meisten sind evangelisch, nur um Bautzen, sowie in Wittichenau finden sich im ganzen etwa 10 000 katholische Wenden. Als Hauptzüge ihres Charakters werden genannt Fleiß,

Arbeitsamkeit, Frömmigkeit, Festhalten an Sitten und Gebräuchen, tiefes Gemeinschaftsgefühl, Pflege der wendischen Sprache, Genügsamkeit und Sparsamkeit, Gastfreundschaft, Liebe zu Spiel und Tanz.

Nach dem Umsturz wurde in die Wenden, die bis dahin ruhig und staatstreu gewesen waren, von Prag und Bautzen aus mit tschechischem Gelde Unruhe getragen. Bei uns in Preußen ist diese nationale Bewegung nie so stark gewesen wie in Sachsen. Es ist erklärlich, daß sie verpuffte, je weiter sie sich von der tschechischen Grenze entfernte, so daß man im Spreewald überhaupt nur wenig gemerkt haben will. Die Ziele der Bewegung haben gewechselt: Anschluß der gesamten von Wenden bewohnten Lande an die tschechoslowakische Republik, Bildung eines selbständigen wendischen Staates, Bildung eines wendischen Staates im Gefüge des Deutschen Reiches wurde gefordert. Sie hatten gehofft, durch den Frieden von Versailles starke Förderung ihrer Wünsche zu finden. Schon als das mißlang, flaute die Bewegung etwas ab. Jetzt versucht man mit tschechischem Gelde Banken, Bezugsgenossenschaften usw. zu schaffen und durch wendische Zeitungen — genannt sei hauptsächlich die Serbske Nowiny — Einfluß zu gewinnen. Pflege der wendischen Sprache und die Forderung des wendischen Unterrichts in den Schulen werden noch heute gefordert und ihnen auch in angemessener Weise gewährt. Seit der Festigung der Währung haben dann auch diese Bestrebungen abgenommen. Es fehlt dabei nicht nur das tschechische Geld, sondern auch durchaus an einer gebildeten Oberschicht, die als Führer in Frage käme. Doch besteht immer die Gefahr, daß bei gegebener Gelegenheit die Bewegung wieder aufflackert. Das beste Gegenmittel ist auch hier die Förderung und Festigung deutscher Kultur in den von Wenden bewohnten Gegenden.

All diese Ausführungen werden gezeigt haben, daß es nicht zuviel war, wenn darauf hingewiesen wurde, daß Schlesien ein Grenzland mit allen Eigenarten und Aufgaben eines solchen sei.

Eine andere Besonderheit Schlesiens liegt in seinen konfessionellen Verhältnissen. Die Reformation hatte hier in weiten Gegenden schnellen und starken Erfolg. Es schien zeitweise so, als wenn ganz Schlesien mit wenigen Ausnahmen der evangelischen Lehre zufallen würde. Meist in den Städten begonnen, verbreitete sich die Bewegung schnell auf das um-

liegende Land. Dabei leisteten weder die Piasten noch der Adel erheblichen Widerstand. Desto heftiger setzte dann die Gegenreformation ein. Sie begann nach dem böhmisch-pfälzischen Kriege, also dem Fall des Winterkönigs in Prag, und zog sich durch fast ganz Schlesien hin. Fast 100 Jahre lang hat dann der Kampf zwischen der evangelischen und katholischen Lehre gedauert. Wie schwere Leiden sind damals durch Schlesien gezogen, wieviel Blut und Tränen sind geflossen, welche Beispiele von Ausdauer und Mut wurden in diesem Kampf gegeben! Ich bin kein Schlesier, aber ich muß sagen, daß mir die Kirchengeschichte Schlesiens jedesmal das Herz warm macht. Jetzt herrscht durchaus Friede zwischen den beiden Bekenntnissen. Aber ich meine doch noch Folgen des schweren Ringens manches Mal nachzittern zu fühlen. Beide Konfessionen haben sich kennen und achten gelernt. Es ist aber auch nicht zweifelhaft, daß das religiöse Leben der Provinz von dem schweren Ringen der Väter starken Vorteil gehabt hat. Der Schlesier neigt noch heute mehr zur Frömmigkeit als der Bewohner mancher anderen Gegend. Ihm bedeuten kirchliche Sitten, Gebräuche und Lieder noch etwas. Ich weiß, daß das in vielen Gegenden Deutschlands durchaus anders ist. Schlesien hat nicht umsonst für seinen Glauben gelitten.

Auch sonst gibt es noch viele Verschiedenheiten im schlesischen Volke. Zunächst die Spaltung zwischen Industrie und Landwirtschaft.

In blühenden Dörfern lebt ein rühriger und strebsamer Bauernstand, in reicher Gliederung vom großen Rustikalgrundbesitzer bis zum kleinen „Gärtner“. Wie überall fast in Deutschland hält auch hier der Bauer fest am Alten und ist mißtrauisch gegen das Neue, und doch kann er sich seinem Einfluß nicht mehr entziehen und will es in besseren Stunden auch gar nicht mehr. Er erkennt, daß manches anders werden muß in Wirtschaft und Lebenshaltung, aber es fehlt ihm an der Initiative, um auch frisch das Neue zu ergreifen. Dazu kommt noch, daß hier mehr Ackerbau als Viehzucht betrieben wird, infolgedessen der Bauer schwerer zu arbeiten und weniger Zeit hat als in anderen Gegenden Deutschlands, z. B. in Schleswig-Holstein. Und doch ist es nötig, daß gerade der Bauer aufwacht. Schon aus wirtschaftlichen Gründen. Wir müssen es durchaus erreichen, daß die Landwirtschaft die Bevölkerung Deutschlands ohne Hilfe aus fremden Ländern ernährt. Das kann der Bauernstand, wie er heute ist, nicht. Dazu bedarf er des aufgeschlossenen Sinnes, der frischen

Tatkraft. Die freie Volksbildungsarbeit ist nicht zum letzten berufen, ihm die Augen zu öffnen, den Mut zu kräftigen, den Geist zu wecken.

In denselben Dörfern sitzt auf stolzen Schlössern der Großgrundbesitz, darunter neben dem eingesessenen Adel und alten bürgerlichen Familien neue und neueste Besitzer. Der ganze Großgrundbesitz war bis vor kurzem zu sehr geneigt, eine Bildung des Volkes für überflüssig, ja für schädlich zu halten. Glücklicherweise beginnt unter ihm sich hier und da die Erkenntnis zu regen, daß, wer für Volksbildungsarbeit tätig ist, nicht totes Kapital hinlegt, sondern für sich und seine Kinder die produktivste Arbeit leistet, die geleistet werden kann.

Dann ist die Aufmerksamkeit auf die große Masse der völlig abhängigen ländlichen Arbeiter zu lenken, die oft stumpf und gleichgültig dahinleben. Ich weiß, daß hier schon ganz besonders von beiden Kirchen lange und mit Aufopferung gearbeitet worden ist, ich weiß auch, wie schwer, bisweilen hoffnungslos diese Arbeit erscheint: aber doch ist sie ganz nötig. Und die freie Volksbildungsarbeit hat hier noch große Aufgaben zu lösen.

Ein durchaus anderes Bild bietet die Industrie Schlesiens. Kohlenförderung, Glasfabrikation, Leinwandherstellung, Töpferei, Leder- und Papiererzeugung dürften ihre Hauptzweige sein, daneben laufen aber eine ganze Reihe andere. In den Großstädten und größeren Städten, aber auch in manchen Industriedörfern wohnt diese Bevölkerung dicht gedrängt, vielfach — wie z. B. in Breslau, einer Stadt von 600 000 Einwohnern — unter furchtbarsten Wohnungsverhältnissen. Daß hier der Volksbildungsarbeit ganz besonders schwierige umfassende und eigenartige Aufgaben gestellt sind, leuchtet ohne weiteres ein. —

Über unser schlesisches Land und seine besonderen Verhältnisse herrscht anderwärts vielfach — auch bisweilen in sogenannten „gebildeten und höchsten Kreisen“ — eine geradezu skandalöse Unkenntnis. Möchten auch diese Darlegungen einiges zur Änderung solcher Zustände mithelfen. Wir Schlesier wollen unter schwierigsten Umständen deutsche Kultur im Ostland halten

und fördern. Aber wir brauchen und erwarten dabei die Hilfe, die anderen Grenzmarken längst wurde¹⁾.

Friedrich Schütze.

Buchbesprechungen.

Erwerbslose Großstadtjugend. Ein Düsseldorfer Erziehungsversuch an erwerbslosen Jugendlichen. Verlag Hans Trojanski, Düsseldorf; 1925. 96 Seiten, mit 8 Abbildungen.

„Zeiten der Arbeitslosigkeit sind Zeiten der Demoralisation. Von der Demoralisation wird am ehesten die Jugend ergriffen. Was können die Träger der öffentlichen Fürsorge tun, was müssen sie tun, um dieser großen Gefahr zu steuern?“ Mit diesen Worten stellt die Einleitung der Schrift das in dieser behandelte Problem.

Der erste Hauptabschnitt gilt den „Zusammenhängen zwischen Wirtschaft und Arbeitsmarkt“. In ihm wird sehr richtig darauf hingewiesen, daß „für die Jugend ein besonderes Hilfswerk, getrennt von dem übrigen Heer der erwachsenen Erwerbslosen ins Leben gerufen“ werden müßte. „Erstens: Jugend steht in der Phase der Entwicklung, sie wächst in die Gesellschaft hinein und muß heute auf der Basis weitgehendster Arbeits= teilung systematisch in ihre gesellschaftlichen Funktionen hineingeführt werden. Zweitens: Arbeitslosigkeit der Jugend bedeutet aber zugleich Ausfall jeglicher Berufsausbildung, bedeutet Vergrößerung des Heeres un= gelernter Arbeitermassen und Schwächung unseres Nachwuchses an quali= fizierten Facharbeitern. Die Erwerbslosigkeit der Jugend ist ein pädä= gogisches und berufspolitisches Problem zugleich.“

Es folgen die Abschnitte: „Grundsätzliches zu dem Düsseldorfer Erziehungsversuch an erwerbslosen Jugendlichen“ und „Untersuchung über die pädagogischen Grundlagen des Düsseldorfer Erziehungsversuches und den Lebenskreis der Jugendlichen.“

Beigegeben ist ein Bericht über den Verlauf eines Arbeitstages in der Schulgartensiedlung und ein kurzer Beitrag über: „Die Berufsschule im Dienste der erwerbslosen Jugend.“

Was in diesem Versuch einer „Massenpädagogik erwerbsloser Groß= stadtjugend“ mit den Mitteln moderner Pädagogik, mit Liebe für die Jugend und sozialpolitischem Verständnis geleistet worden ist, darauf kann Düssel= dorf stolz sein, und das verdient genau nachgelesen und auf den Bildern studiert zu werden. Man darf die dortige Stadtverwaltung zu solchen Pädä= gogen, und die dortigen Pädagogen zu solcher Stadtverwaltung beglück= wünschen.

„Das Düsseldorfer Beispiel ist überall dort nachahmbar, wo Mut und Wille — sagen wir ruhig — zu „Experimenten“ vorhanden ist. Mut zu ernstem Wagnis und Wille zu Opfern, sie brauchen wir heute mehr denn je!“

Alfred Mann.

¹⁾ Für den Schlußabsatz ist der Herausgeber ver= antwortlich.

Kleines Handbuch des Staatsbürgers. Ein Wegweiser durchs öffentliche Leben für das deutsche Volk. In Verbindung mit Oberstudien= direktor Dr. Brill, Dr. Walter Heide, Landgerichtsrat Dr. Julius Klein= berg herausgegeben von *Hermann Kranold-Steinhaus*. 6. Auflage. Verlag für Sprach= und Handelswissenschaft S. Simon, Berlin W. 30. 1926. — 220 Seiten. Preis 2,— Mk.

Es gibt andeutende Buchtitel, die auf den Inhalt neugierig machen und erschöpfende, die ihn kurz und klar umreißen. Titel und Untertitel des vorliegenden Büchleins sind von der letzteren Art. Durch sie wird es gekennzeichnet als das, was es sein will und in der Tat auch ist: ein ebenso handlicher wie zuverlässiger Führer durch unser öffentliches Leben. Auf einem im Verhältnis zur Fülle des Dargebotenen äußerst knappen Raume gibt es jenseits aller politischen und konfessionellen Meinungskämpfe eine gedrängte Übersicht über die wichtigsten Tatsachen unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens in wirtschaftlicher, rechtlicher und kultureller Hinsicht.

Besonders brauchbar für Volkshochschüler wird das Werken durch die jedem Hauptabschnitt angehängten „Winke über Literatur“, die dem Leser eigene Arbeitswege weisen. Sehr dankenswert ist auch der sonst selten so bequem gemachte Überblick über die staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen deutschen Ländern, sowie die Beigabe einiger wichtiger statistischer Tabellen aus der Nachkriegszeit und eines bei aller Kürze zur Erklärung der weniger bekannten Fremd= und Fachausdrücke ausreichenden Fremdwörterverzeichnisses. Bedauern muß man das Fehlen eines alphabetischen Sachregisters, das durch ein allerdings recht übersichtliches Inhaltsverzeichnis doch nur unvollkommen ersetzt wird.

Alles in allem kann das aufschlußreiche kleine Buch jedem deutschen Staatsbürger und insbesondere auch jedem Volkshochschüler mit gutem Gewissen empfohlen werden.

Waldemar von Grumbkow.

Brockhaus, Handbuch des Wissens in vier Bänden. 2. Bd. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig; 1926. 748 Seiten; mit zahlreichen Abbildungen, Karten usw. 19 Mk. (gebunden).

Mit ausdrücklichem Hinweis auf die grundsätzlichen Darlegungen über „Volkshochschule und Konversationslexikon“ in der Besprechung des ersten Bandes (auf Seite 152 ff. des vorigen Jahrganges dieser Blätter) zeigen wir hier den uns nunmehr vorliegenden zweiten Band des trefflichen Werkes an. Es reicht von F bis Kyzyl=Irmak (was ist das wohl? wer es durchaus wissen will, muß eben nachschlagen!).

Was über die Vorzüge des ersten Bandes gesagt wurde, gilt auch von diesem zweiten.

Alfred Mann.

Lothar Heffter, Was ist Mathematik? Unterhaltungen während einer Seereise. Verlag Theodor Fischer, Berlin; 1925 (2. Auflage). 157 Seiten, mit 40 Figuren. 3,50 Mk. (geheftet).

Unterhaltungen — das klingt so harmlos und lockt Vorstellungen hervor, als ob man sich, behaglich auf dem Sofa liegend, zur besseren Verdauung auch einmal gelegentlich eine halbe Stunde lang erzählen lassen könnte, was Mathematik ist. So ist es aber nicht gemeint. Man muß nicht vergessen, daß der Verfasser die Unterhaltungen auf einer Seereise nach

Amerika führt, wo zwar die Behaglichkeit grenzenlos sein kann (notabene nach überwundener Seekrankheit), hauptsächlich aber deswegen, weil jede Störung und Beunruhigung fehlt, weil man einmal für eine ganze Woche wohl oder übel mit der Außenwelt abgeschlossen hat und sich ganz und gar irgendwelchen guten Gedanken hingeben kann. (Heut soll es ja mit dem Rundfunk anders sein, die Menschen vertragen es halt heute zu schlecht, einmal ganz auf ihre eignen Gedanken angewiesen zu sein.)

In solch behaglicher Abgeschlossenheit also erzählt Professor Heffter aus Freiburg i. B. einem Mitreisenden, der etwa mit Obersekundareife einst die Schule verlassen hat, etwas aus der Welt der Mathematik. Und er macht es ihm nicht etwa leicht, da gibt es keine Oberflächlichkeiten, kein Hinweghüpfen über dies und jenes, da ist volle Aufmerksamkeit nötig. Aber er macht es frisch, anschaulich und lebendig. Er hat auch einen ausgezeichneten Schüler gefunden, um den ihn jeder beneiden kann. Der Mann hat sich in der Welt mit offenen Augen umgesehen, er hat einen scharfen Verstand, der sich nichts vormachen läßt, zeigt allergrößtes Interesse und daher gespannte Aufmerksamkeit, und er hat neben diesen natürlichen Gaben, wie gesagt, den Vorteil völliger Unabgelenktheit und reichlicher freier Zeit auf einer Amerikafahrt, die durch eine Quarantäne sogar noch um einige Tage verlängert wird. Sein Gewinn ist auf diese Weise auch ein wirklich ausgezeichneter Ueberblick über das Reich der Mathematik, so wie ich ihn mir für jeden Gebildeten wünsche: Er hat zwar keine Einzelkenntnisse, aber er hat einen anschaulichen Einblick in die Grundbegriffe und hat keine Scheinbegriffe. —

Meine Erfahrungen aus einem mathematischen Volkshochschulunterricht während dreier Halbjahre ermutigten mich zunächst nicht, das Buch Volkshochschulern zu empfehlen. Denn diese Erfahrungen haben mich damals veranlaßt, meine mathematische Tätigkeit an der Volkshochschule aufzugeben, und ich habe sie auch bis heute nicht mehr aufgenommen. Jene Erfahrungen (und auch wohl solche, die ich schon in früheren Jahren im Privatunterricht mit Erwachsenen gelegentlich gemacht hatte) schienen mir damals nunmehr endgültig das Recht zu geben, von einer mathematischen Denksteife bei den Erwachsenen zu sprechen, die die nötigen Vorübungen in der Jugend nicht gemacht haben, so etwa, wie wohl auch der ein kläglicher Turner bleiben wird, der erst mit 30 Jahren zum ersten Male Reck und Barren kennen lernt. (Heute scheint mir die Frage nicht mehr so einfach beantwortet zu sein. Hier sind m. E. sehr eingehende seelenkundliche Untersuchungen über mathematisches Denken nötig, die vielleicht überhaupt unseren ganzen mathematischen Schulbetrieb in völlig neuem Lichte zeigen würden. Aber das gehört nicht hierher.) Nach diesen Erfahrungen also schien mir das Buch für Volkshochschüler zu schwer. Es schien mir, wenn auch nicht in allen Teilen die Obersekundareife, so doch jedenfalls die Gelenkigkeit im mathematischen Denken vorauszusetzen, die gute mathematische Köpfe eben nur in der Jugend auf einer höheren Schule in Jahren erwerben.

Ich bin aber kein Freund der bloßen Theorie, wenn Gelegenheit da ist, sie durch Versuche zu prüfen. Und diese Gelegenheit war ja da: Ich brauchte das Buch nur einem Volkshochschüler zu lesen zu geben. Ich suchte mir dazu eine Volkshochschülerin aus, die — damals ohne Vor-

kennnisse — zusammen mit ihrer Schwester an jenem mathematischen Unterricht bei mir mit großem Eifer teilgenommen, nachher sogar noch mathematische Arbeitsgemeinschaften eines anderen Volkshochschullehrers mitgemacht hatte. Was sie von dem Buche gehabt hat, schreibt sie mir in einem Briefe, den ich hier, soweit er auf das Buch Bezug hat, einfach wiedergebe:

„. . . Herzlichen Dank, daß wir uns das Buch so lange behalten durften. Auch bei dem zweiten Mal Lesen blieb uns noch vieles unverständlich, doch hat es uns geholfen, einen argen, ganz leeren Flecken an unserem geistigen Horizont nun wenigstens etwas zu putzen. Es sind natürlich nur einige schwache Linien und Figuren, aber weil wir sie entstehen sahen, werden sie uns immer Freude machen. Und ist der Gewinn nicht groß, so macht er uns doch froh“

Was die in mathematischer Beziehung anspruchsvolleren Schüler der Volkshochschule betrifft, meine ich, sie werden sicher viel mehr Gewinn durch das Buch haben. 1. Es ist in der den Volkshochschülern vertrauten Form des Gesprächs geschrieben. 2. Es öffnet jedem Leser die Augen für die ungeheure Weite des Gebietes dieser Wissenschaft und gibt Verständnis dafür, daß sie wohl einem ganzen Leben Wert und Inhalt geben kann. 3. macht ihm das Buch die Notwendigkeit der menschlichen Gemeinschaft klar, weil es ihm den Zusammenhang der Erkenntnisarbeit über Jahrtausende darlegt. 4. läßt es ihn das Gruseln überwinden, das jeden Laien befällt, wenn er die Ausdrucksweise der höheren Mathematik zu Gesicht oder Gehör bekommt. Hier wird ihm gezeigt, es sind Denkvorgänge, die den seinen durchaus verwandt sind, und die doch diese erschrecklich anmutende Begriffswelt schaffen. Und damit gibt 5. das Buch dem Volkshochschüler den Mut zur Frage, was das allerbeste ist. Denn daß er fragt, ist wohl das wertvollste Merkmal an ihm. . . .“

Ich denke, das ist Empfehlung genug für das Buch. Daß ich selber ihm treffliche Anregungen für meinen mathematischen Unterricht an der Oberrealschule verdanke, so daß ich mich freue, das Buch zu besitzen, und es jedem Mathematiklehrer wärmstens empfehle, gehört zwar nicht hierher, soll aber doch nicht unerwähnt bleiben.

Walther Vogt.

Griebens Reiseführer. Grieben-Verlag Albert Goldschmidt, Berlin. Band 18: Das Riesengebirge. 1925. Preis 2,— Mk. Kleine Ausgabe 1,25 Mk. Band 47: Die Hohe Tatra. 1925. Preis 6,— Mk. Band 147: Die Grafschaft Glatz. 1924. Preis 2,25 Mk.

In diesem verregneten Frühjahr schaut jeder, der einen Sommerurlaub fern von der Großstadt verbringen darf, mit banger Sorge auf die Ferientage. Wird Petrus endlich ein Einsehen haben und dem armen Städter nicht auch noch die Tage der Freiheit zu Wasser werden lassen? Da hat man sich nun vorgenommen, recht braun zu brennen; denn wenn auch die Strumpffarbe „Sonnenbrand“ nicht mehr modern ist, so ist's die Gesichtsfarbe doch noch. Und jeder hofft, sein Urlaub wird mit Sonne gesegnet sein und mit Baden in richtigem Wasser von Seen und Flüssen und Meer, aber nicht mit Wanderungen durch Lehm und Sumpf.

Wenn der Frühling sich zuerst zeigt, da ist's am schönsten, die Reisepläne zu beginnen mit Führer, Karte und Kursbuch. Es schadet nichts,

wenn sie dreimal so weit ausfallen, als Zeit und Geld es erlauben. Dafür fehlen die kleinen Schwierigkeiten und Reibungen, die die wirkliche Reise bringt. Lockt die blaue Ferne? Da im Geiste kann man hinwandern, unbeschwert vom Rucksack, unbekümmert um den steilen Berg und den wunden Fuß. Und keine „Fülle“ stört auf dem Kamm des Riesengebirges, man ist immer in der besten Gesellschaft, nämlich mit sich, denn die Störenfriede, die „Anderen“, sind weggedacht.

Und man macht sich den Reiseplan. Wenn man wissen will, wo man gewesen sein muß, braucht man nur den Führer zu fragen. Er sagt einem, was man in drei, in zehn, in vierzehn Tagen aufsuchen kann, wo man einen Ruhetag macht, was man alles vom Gipfel sieht. Die Aussicht ist natürlich nur zum Erzählen für die Untengebliebenen, oben ist doch grad immer das Wetter ganz anders. Und jetzt muß ich Petrus preisen. Denn er schickt immer den Ruhetag an der falschen Stelle und zwingt zum Verlassen des wohlgeordneten Reiseplans, und sieh da, so listig wir alles geordnet und aufgebaut haben, die Natur macht einen Strich durch die künstliche Rechnung und bringt das Abenteuer herein, das wir hinausgeordnet haben. Bitte jetzt nicht schimpfen, wenn man Schritt für Schritt stundenlang den Berg hinaufgeklettert ist und wenn das Steigen aufhört, sieht man — na, was man halt auch unten im Nebel sieht: viel Nebel, die Hand vor den Augen und die verrostete Sardinienbüchse, den Vorposten der Zivilisation. So gings mir auf dem Venediger, bloß die Sardinienbüchse war im Schnee vergraben und das Abenteuer ging erst an beim Abstieg über den nebelbedeckten Gletscher.

Doch ich habe die drei Bücher vergessen, die uns eigentlich sagen wollen, wie man die Abenteuer vermeidet. Wer in der Nähe bleiben will, wählt das Riesengebirge oder die Grafschaft, wo es sehr achtbare Berge gibt, die höchsten deutschen Mittelgebirge. Alles ist im Führer zu finden, Unterkunftsverhältnisse für den kleinen und großen Geldbeutel, Ratschläge für die Wegewahl für den Bequemen und den Kilometerfresser, Sterne für den Alles-gesehenhaben-müssenden. Die Tatra aber ist ein richtiges Hochgebirge, halb so weit wie die Alpen, mit Schnee und Eis im Sommer, mit kühnen Felsspitzen und tausenden von Metern Anstieg. Und wenn man bedenkt, daß dort große deutsche Sprachinseln sind und daß acht Kronen eine Reichsmark wert sind, schwinden vielleicht auch zwei heimliche Sorgen.

Erich Schmidt.

Mitteilungen.

Zu einer *Schlesischen Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung* haben sich in diesem Frühjahr Vertreter der Volkshochschulbewegung aus (Gesamt-)Schlesien zusammengefunden. Diese „Blätter der Volkshochschule Breslau“ erscheinen jetzt zugleich als Organ der genannten Arbeitsgemeinschaft.

Nachdem die erste diesjährige Freizeit der Breslauer Volkshochschule im Heimgarten sehr gut verlaufen ist, soll die zweite *Freizeit* vom 1. bis 12. September in dem schönen Grenzsulheim Löwenberg i. Schles. abgehalten werden. Sie möchte zugleich der Erholung von unserem Alltagsleben und der Untersuchung über Fragen dienen, die uns

wesentlich angehen. — Der Teilnehmerbeitrag (in dem Wohnung, gute Verpflegung, Bedienung und Lehrganggebühren einbegriffen sind) ist nur 24 Mark für die 12 Tage, da ein wesentlicher Teil der Unkosten von der Volkshochschule getragen wird. Eine Anzahlung von 4 Mark muß bis spätestens 16. Juli im Volkshochschulamt erfolgen. Die restlichen 20 Mark sind bis spätestens 25. August zu zahlen. Die Bahnfahrt 4. Klasse Breslau=Löwenberg kostet 3,80 Mark. Bettbezüge müssen die Teilnehmer mitbringen. — Der Leiter dieser Freizeit ist der Lehrer der Breslauer Volkshochschule Universitätsprofessor Dr. Siegfried Marck. Er hat für die in dieser Freizeit zu bildende Volkshochschul-Arbeitsgemeinschaft folgenden Plan aufgestellt. Das Gesamthema soll lauten: „Der Sinn des Goetheschen Lebenswerkes“. Es soll der Versuch unternommen werden, in Vorträgen des Lehrers und gemeinsamen Aussprachen einen allgemeinsten Überblick über Goethes Leben und Werk zu gewinnen. Hierbei soll es hauptsächlich darauf ankommen, etwas von dem Gesamtsinn der Goetheschen Existenz für das Verständnis zu erarbeiten. Einige der Hauptwerke sollen nur in gemeinsamem Lesen lebendig werden. — Die folgende Übersicht enthält eine genauere Disposition der geplanten Arbeit in Stichworten. Einige freie Tage für Wandern und völlige Entspannung sollen eingelegt werden. — Übersicht: „Der junge Goethe“ (Vortrag). Gemeinsames Lesen von Gedichten der Goetheschen Jugendlyrik, ausgewählte Abschnitte aus „Werther“ und den Briefen an Auguste Stolberg. Gespräche über den jungen Goethe. Gemeinsames Lesen des „Urfaust“. „Goethe im ersten Weimarer Jahrzehnt“ (Vortrag). Gemeinsames Lesen einzelner Auftritte aus Goethes „Egmont“. Gemeinsames Lesen von Gedichten und Briefen des ersten Weimarer Jahrzehnts. Gespräche über Goethe im ersten Weimarer Jahrzehnt. „Die Bedeutung von Goethes italienischer Reise“ (Vortrag). Gemeinsames Lesen von Goethes „Iphigenie“. Gespräche über „Iphigenie“. Gemeinsames Lesen von Goethes „Tasso“. Gespräche über Goethes „Tasso“. „Goethes Freundschaft mit Schiller“ (Vortrag). Besondere Aussprache über diesen Vortrag. Gemeinsames Lesen ausgewählter Abschnitte aus „Hermann und Dorothea“. „Der alte Goethe“ (Vortrag mit Proben der Goetheschen Alterslyrik. „Der Gesamtsinn der Goetheschen Existenz“ (Vortrag). Gemeinsames Lesen von „Faust“, II. Teil, 5. Akt.

Dieses Heft enthält Beiträge von: Direktor des Vereins zur Förderung der Volksbildung *Theodor Bäuerle*, Stuttgart, Hölderlinstr. 50; *Dr. jur. Waldemar von Grumbkow* (Lehrer der Breslauer Volkshochschule), Breslau, Monhauptstr. 22; *Dr. Alred Mann* (Lehrer und Leiter der Breslauer Volkshochschule und Mitglied ihres Verwaltungsausschusses), Breslau, Tiergartenstr. 83/85, linkes Gartenhaus; Studienrat *Dr. Erich Schmidt* (Lehrer der Breslauer Volkshochschule und Mitglied ihres Verwaltungsausschusses), Breslau, Hedwigstr. 40, Gartenhaus; Oberregierungs- und Schulrat *Friedrich Schütze*, Liegnitz, Albrechtstr. 2; Studienrat *Christian Tränckner*, Schleswig, Pastorenstr. 3; Oberstudiendirektor *Walther Vogt* (Lehrer der Breslauer Volkshochschule und Mitglied ihres Verwaltungsausschusses), Breslau, Ohlauerstadtgraben 24; Direktor *Eduard Weitsch*, Volkshochschulheim Dreißigacker bei Meiningen in Thüringen.

Ausgabe dieses Heftes: 10. Juli 1926.

Diese „Blätter der Volkshochschule Breslau“ erscheinen in jährlich 12 Nummern mit einem Gesamtumfang von 12 Bogen. Der Preis für den Jahrgang beträgt 3 Mark. Die Zeitschrift ist durch alle Postanstalten (vierteljährlich 0.75 Mark) oder unmittelbar vom Volkshochschulamt Breslau, Münzstr. 16, zu beziehen. Dorthin sind auch Briefe, Manuskripte und Besprechungsexemplare zu senden.

Herausgegeben von Dr. Alfred Mann, Breslau. ◀▶ Druck: Th. Schatzky Aktiengesellschaft, Breslau.





